



„Militär-geschichte ausstellen“ am Beispiel der Neukonzeption des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden.

Von Gorch Pieken

Pflicht zum Untergang – Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45.

Von John Zimmermann

Die Junkerschulgeneration – eine militärische Elite des „Führers“? Ergebnisse einer Untersuchung der Absolventen der SS-Führerschulen.

Von Jens Westemeier



Abbildungsnachweis: Ansicht des neuen Arsenalgebäudes des MHM; (c) Architekt Daniel Libeskind AG

Der Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. wurde 1995 mit dem Ziel gegründet, Forschung und Austausch auf dem Gebiet einer interdisziplinär angelegten und Epochen übergreifenden Geschichte von Militär und Krieg zu fördern. Diese soll politik- und institutionengeschichtlichen Ansätzen gegenüber ebenso offen sein wie wirtschafts- und sozialhistorischen oder kultur- und geschlechtergeschichtlichen Zugängen.

Der Arbeitskreis möchte zur Entwicklung dieses aktuellen und wichtigen Feldes der Geschichtswissenschaft beitragen, das an deutschsprachigen Universitäten institutionell kaum vertreten ist. Deshalb bietet der Arbeitskreis allen, die an den historischen Aspekten von Krieg und Militär von der Antike bis zum 21. Jahrhundert interessiert sind, ein Forum der Information und Kommunikation. Dieses Forum schafft er durch die regelmäßige Organisation von Workshops und Tagungen, durch die jährlich stattfindende Mitgliederversammlung, durch den zweimal im Jahr erscheinenden newsletter sowie durch seine Website und eine Informationsliste.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt derzeit € 25,00, für Studenten und Arbeitslose € 10,00. Ein Beitrittsformular kann bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Herausgeber des newsletters:

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Vorstand:

- 1. Vorsitzender: Prof. Dr. Stig Förster
- 2. Vorsitzender: Prof. Dr. Sönke Neitzel
- Schatzmeister: PD Dr. Christian Koller
- Schriftführer: PD Dr. Dierk Walter
- Beisitzer: Dr. Markus Pöhlmann, Dr. Alaric Searle, Dr. Kerstin von Lingen
- Ehrenvorsitzende: Prof. Dr. Wilhelm Deist †, Prof. Dr. Gerd Krumeich

Bankverbindung:

Postbank Karlsruhe
BLZ 660 100 75 - Konto-Nr. 347373755

Herstellung:

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. in Verbindung mit dem Historischen Seminar II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Bezug:

Der newsletter erscheint zweimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten den newsletter kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. Preis je Heft € 10,- (inkl. Versand).

Verantwortliche Redakteure:

- Susanne Brandt: Unendliche Welten
s.brandt@akmilitaergeschichte.de
- Daniel Karch: Heftredaktion / Layout
d.karch@akmilitaergeschichte.de
- Richard Kühl: Unendliche Welten
r.kuehl@akmilitaergeschichte.de
- Christian Th. Müller: Wiss. Projekte
c.mueller@akmilitaergeschichte.de
- Christoph Nübel: Hist. Orte / Institutionen
c.nuebel@akmilitaergeschichte.de
- Felix Römer: Essays
f.roemer@akmilitaergeschichte.de
- René Rohrkamp: Essays
r.rohrkamp@akmilitaergeschichte.de
- Michael Toennissen: Veranstaltungen
m.toennissen@akmilitaergeschichte.de
- Dierk Walter: Website
d.walter@akmilitaergeschichte.de

© Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt, die Verfasser für den Inhalt verantwortlich. Beiträge, Tagungsberichte, öffentliche Aufrufe und Ankündigungen, Informationen über laufende Forschungsprojekte (v. a. Dissertationen und Habilitationen), geplante Tagungen, Ausstellungen, Forschungseinrichtungen oder Calls for Papers richten Sie bitte per E-Mail oder auf Datenträger an die Redaktion unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzu- drucken oder in Vereinbarung mit dem/der Verfasser/-in zu kürzen.

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Geschäftsstelle
Historisches Institut
Universität Bern
Länggassstr. 49
CH-3000 Bern 9

E-Mail Geschäftsstelle:
geschaeftsstelle@akmilitaergeschichte.de

E-Mail Redaktion:
nlredaktion@akmilitaergeschichte.de

ISSN 1434-7873 (gedruckte Ausgabe)
<http://www.akmilitaergeschichte.de>

INHALT

INHALT	3
EDITORIAL	4
ESSAYS	4
Pflicht zum Untergang – Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45. <i>Von John Zimmermann</i>	4
Die Junkerschulgeneration – eine militärische Elite des „Führers“? Ergebnisse einer Untersuchung der Absolventen der SS-Führerschulen. <i>Von Jens Westemeier</i>	8
WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE.....	13
Paul Kuhlo – Kommandeur des Ostasiatischen Marine-Detachements und japanischer Kriegsgefangener (Dissertation). <i>Von Christian Bormann.....</i>	13
The 1918 Occupation of the Ukraine by the Central Powers (Magisterarbeit). <i>Von Wolfram Dornik</i>	14
Die westdeutsche Militärhilfe für afrikanische Staaten, 1960 – 1973 (Dissertation). <i>Von Carola Eugster</i>	16
Begegnung zweier Welten? Medienstrategien und Medienbilder der britischen und der deutschen Militärführung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Dissertation). <i>Von Christian Götter.....</i>	18
Des Teufels Offiziere? Denk- und Deutungsmuster von Soldaten der Waffen-SS (Examensarbeit). <i>Von Frederik Müllers.....</i>	19
Militärgerichtsbarkeit im Deutschen Kaiserreich 1871-1918 (Dissertation). <i>Von Helmut Rübsam.....</i>	20
Im Dienste seiner Majestät: Netzwerke im preußischen Offizierkorps 1713-1786 (Dissertation). <i>Von Carmen Winkel</i>	22
HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN UND FORSCHUNGSBERICHTE	23
„Militärgeschichte ausstellen“ am Beispiel der Neukonzeption des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden. <i>Von Gorch Pieken.....</i>	23
VERANSTALTUNGEN, TAGUNGSBERICHTE	27
Kolloquium zur Militärgeschichte für Nachwuchswissenschaftler/-innen an der Univ. Mainz. <i>Von Takuma Melber</i>	27
UNENDLICHE WELTEN	34
Abschiedsexkursion zu Ehren Gerd Krumeichs. <i>Von Ingo Eiberg.....</i>	34
ANKÜNDIGUNGEN, CALL FOR PAPERS	37
51. ITMG des MGFA vom 22. bis 24. September zum Thema: Auf dem Weg zur Wiedervereinigung: Die beiden deutschen Staaten in ihren Bündnissen 1970-199	37

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser!

Mit dem *Militärhistorischen Museum der Bundeswehr* (MHM) entsteht derzeit das größte militärgeschichtliche Museum Deutschlands – eine beachtliche Kombination alter und neuer Architektur, mit der Dresden wieder ein neues Prestigeprojekt vorzuweisen hat. Dabei war der heute als virtuos gefeierte Entwurf von Daniel Libeskind zunächst alles andere als unumstritten. Mit seinem Neubau des *Imperial War Museum* in Manchester hatte der Architekt zwar schon eindrucksvoll bewiesen, dass er dem heiklen Thema Kriegsgeschichte gewachsen ist. Dennoch gipfelten Vorwürfe nach Bekanntwerden seines MHM-Entwurfs – mit dem er sich gegen internationale Konkurrenz, wie Ludwig Thürmer und KSP Engel und Zimmermann, durchgesetzt hatte – schon bald in „architektonische Vergewaltigung“ und „Blitzkrieg“ (FAZ).

Eine Ansicht des neuen Arsenalgebäudes (© *Architekt Daniel Libeskind AG*) findet sich auf unserem Cover.

Die anfänglichen Aufschreie wegen des radikalen Einschnitts in den Altbau, einer angeblichen Zerstörung des denkmalgeschützten Arsenal, wichen alsbald der Begeisterung. Allein die eine (ständig wiederkehrende) Frage blieb: Hat ein Militärmuseum, wie modern es auch sei, in der mitunter fast „aggressiv pazifistischen Bundesrepublik von heute“ (WELT) überhaupt eine reelle Chance? Immerhin war man Jahrzehnte ohne eine so große, zentrale Einrichtung ausgekommen. Dr. Gorch PIEKEN, Wissenschaftlicher Leiter des MHM, stellt in seinem Beitrag „Militärgeschichte ausstellen“ die Neukonzeption des Museums vor – und geht damit (auch) dieser Frage auf den Grund.

John ZIMMERMANN beleuchtet in seinem Beitrag „Pflicht zum Untergang“ ein bis in die aktuelle Forschung hinein nur selten genauer beachtetes Themenfeld: Die deutsche Kriegführung und das militärische Ende des Zweiten Weltkrieges im Westen des Reiches. Mit seinem Essay „Die Junkerschulgenerati- on – eine militärische Elite des ‚Führers‘?“ präsentiert Jens WESTEMEIER Ergebnisse einer Untersuchung der Absolventen von SS-Führerschulen und berichtigt das vielfach (noch immer) von irrigen Annahmen bestimmte Bild der Waffen-SS.

Neben einem ausführlichem Bericht von Takuma MELBER zum „Kolloquium zur Militärgeschichte für Nachwuchswissenschaftler“, welches vom 17.-19. Mai an der Univ. Mainz stattfand, finden sich im vorliegenden *Newsletter* auch wieder sieben Vorstellungen aktueller wissenschaftlicher Projekte. Darüber hinaus berichtet Ingo EIBERG von der Abschiedsexkursion zu Ehren Prof. Dr. Gerd Krumeichs, seit 1997 Lehrstuhlinhaber für Neuere Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und zudem Ehrenvorsitzender unseres Arbeitskreises, welche vom 20.-25. März durch Frankreich und Süddeutschland führte.

Letztlich sei auf die Ankündigung zur 51. Internationalen Tagung für Militärgeschichte des MGFA in Potsdam vom 22.-24. September verwiesen, welche sich der Frage widmen wird, welche Rolle Veränderungen der Sicherheits- und Militärpolitik für die Ereignisse von 1989 und 1990 gespielt haben.

Viel Spaß bei der Lektüre!

Für die Redaktion: Daniel Karch

ESSAYS

Pflicht zum Untergang – Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45.

Von John Zimmermann

Das militärische Ende des Zweiten Weltkrieges, zumal gegenüber den westlichen Alliierten, blieb jahrzehntelang ein vernach-

lässigtes Objekt der historischen Forschung. Herausragende Vertreter der Kriegsgenerationen dominieren bis heute die veröffent-

lichte Meinung in der Bundesrepublik. Trotz relativ früh begründeter Zweifel an der gerne zitierten Professionalität und vor allem „Sauberkeit“ der Wehrmacht – erinnert sei an die richtungsweisenden Studien von Manfred Messerschmidt und Klaus-Jürgen Müller bereits Ende der 1960er Jahre – büßten sie an Wirkungsmacht kaum ein. Und die sich seit Ende der 1980er Jahre entwickelnde Erinnerungsliteratur widmete sich mehr den Schrecknissen der letzten Monate für die Deutschen auf der lokalen, höchstens regionalen Ebene. Wissenschaftlich meist weniger relevant, dienten diese Werke eher der von Thomas Kühne so benannten „Selbstviktimisierung“ als der tatsächlichen Aufarbeitung der Vergangenheit, und die Frage der Verantwortlichkeit war bestenfalls nachrangig. Hinsichtlich der Auseinandersetzung mit den westlichen Kriegsgegnern erschien dies womöglich nicht opportun, hatte sich doch im Kontext von Kaltem Krieg und Westintegration der Bundesrepublik Deutschland inzwischen ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Im Interesse eines für notwendig erachteten politischen Konsenses stimmten sogar die ehemaligen Widersacher der Meinung zu, es habe sich im Westen um einen Krieg gehandelt, der im Großen und Ganzen in zivilisierten Bahnen verlaufen sei. Auf einen kurzen Nenner gebracht, habe die Wehrmacht im Anschluss an die Invasion in der Normandie und die Vertreibung aus Frankreich solange weitergekämpft, bis sie einem in jeder Hinsicht überlegenen Gegner erlegen sei. Kaum etwas dürfte die Unterordnung der historischen Auswertung unter die Entwicklung der Nachkriegszeit mit ihrem Ost-West-Gegensatz deutlicher ausdrücken als diese Feststellung.

Dass es deutsche Soldaten waren, die mit ihrem Kampf im Westen das Reich schützen wollten und doch in der Konsequenz die Zerstörung der eigenen Heimat in Kauf nahmen, blieb unbeachtet. Dies empfanden indes schon viele Zeitgenossen als Widerspruch, wie selbst die Feldpostprüfstellen der Wehrmacht eingestehen mussten. Die Einsicht, die Waffen niederzulegen, folgte daraus jedoch nicht. Selbst die westalliierten Führungsstäbe waren bis nach dem Krieg von der Durchhaltefähigkeit der Wehrmacht beeindruckt und wollten den Grund dafür in der so genannten kleinen Kampfgemein-

schaft sehen, welche die deutschen Einheiten zusammengehalten habe. Obwohl der Durchlauf an Soldaten in der Endphase angesichts der horrenden Verlust- und den noch höheren Gefangenenzahlen zu groß gewesen war, um diese These zu stützen, konzentrierten sich beinahe alle westlichen Armeen in der Nachkriegszeit auf die Erziehung ihrer Soldaten eben zu jener kleinen Kampfgemeinschaft.

Denn bis in die aktuelle Forschung hinein wurde der damalige Soldat allein im Kontext des Phänomens *Weitermachen* innerhalb seines militärischen Systems betrachtet, nicht auch das dahinterstehende Individuum beurteilt. Ungeprüft blieb auch, was der deutschen Kriegführung im Westen überhaupt zur Verfügung stand, wie der Kampfwert der dort stehenden Truppen zu beziffern war und wie bewusst den Truppenführern das Missverhältnis zwischen Mitteln und Anforderungen war. Näher untersucht wurden allein die Invasionskämpfe in der Normandie sowie die Ardennenoffensive. Erst die bahnbrechende Studie von Klaus-Dietmar Henke nahm die letzte Phase des Krieges im Westen grundsätzlich ins Visier, jedoch beinahe ausschließlich aus US-amerikanischer Perspektive. Die letzten Monate des Zweiten Weltkrieges blieben in ihrer Dimension als eine der größten demographischen Katastrophen der deutschen Geschichte wissenschaftlich kaum untersucht.

Es existieren also gleich mehrere gute Gründe, die deutsche Kriegführung im Westen in den letzten Monaten genauer zu untersuchen, die sich vor allen Dingen aus offensichtlichen Widersprüchlichkeiten ergaben. So wollte die Wehrmacht angetreten sein, um das „Vaterland“ und dessen Bewohner zu verteidigen und zugleich ihren Kameraden im Osten den Rücken freizuhalten. Auch die deutsche Bevölkerung war wie ihre Soldaten in der Mehrheit zwar nachweislich längst kriegsmüde, zur Aufgabe jedoch größtenteils nicht bereit. Bevölkerung und Armee erfüllten so die Hoffnungen des Regimes auf eine bis auf die individuelle Ebene reichende totalisierte Kriegführung mehrheitlich nicht, entzogen ihm aber gleichwohl nicht in Gänze das Vertrauen. Trotz der absoluten Überlegenheit des westlichen Gegners dauerte der Krieg dennoch fast ein Jahr an und forderte den Alliierten

höchste Anstrengungen ab. Das war auch der Tatsache geschuldet, dass die deutsche Wirtschaft 1944 ihren Höchstausstoß verzeichnete – was wiederum nicht verhinderte, dass es den deutschen Streitkräften an allem mangelte.

Im Kern stellen sich also zwei erkenntnisleitende Fragen: Zum einen, wie es der augenscheinlich hoffnungslos unterlegenen Armee gelingen konnte, die endgültige Niederlage noch beinahe ein Jahr hinauszuzögern, und zum anderen, warum die Mehrheit der Deutschen – gerade in der Wehrmacht – bereit war, bis „fünf nach zwölf“ weiterzumachen? Zur Untersuchung dieser Fragestellung gilt es, die Perspektive der deutschen Seite einzunehmen. Hierzu ist der Blick zunächst auf die Bedingungen zu richten, unter denen die Akteure den Krieg fortzuführen hatten: auf den politischen und wirtschaftlichen Rahmen sowie die militärische Ausgangslage im Herbst 1944, als die Wehrmacht im Westen zum Großteil auf die Reichsgrenzen zurückgedrängt war. Hieran anschließend rückt die Wahrnehmung der deutschen Militärs ins Zentrum der Betrachtung: Wie stellte sich die Gesamtsituation für sie dar, über welches Wissen verfügten sie und an welche Lösungswege dachten sie, um das Reich mit welchem Ziel zu verteidigen? Dieser methodische Ansatz wurde deswegen gewählt, *weil* er bis heute gültigen militärischen Regeln folgt: Auf die Feststellung der Feindlage folgt die Beurteilung der eigenen Lage, vor deren Hintergrund schließlich der gegebene Auftrag unter Berücksichtigung des Verhältnisses von Mitteln und Möglichkeiten bewertet wird. Um der rätselhaft erscheinenden Frage auf die Spur zu kommen, warum bedeutende Teile der Wehrmacht den Kampf trotz der Ausichtslosigkeit ihrer Lage weiterführten, untersucht die vorliegende Arbeit die Motivationen verschiedener Gruppen, die in engem Bezug zueinander standen, sich jedoch in unterschiedlichen situativen und institutionellen Kontexten bewegten: 1. die der Soldaten auf dem Schlachtfeld, 2. die ihrer kriegsgefangenen Kameraden im westlichen Gewahrsam, und 3. die der Frauen. Im Gegensatz zu den Uniformträgern auf dem Schlachtfeld waren die Kriegsgefangenen nämlich nicht mehr von Verwundung und Tod bedroht, die hier untersuchten Frauen wiederum gehörten nicht dem System Mili-

tär an. So lässt sich auf der Grundlage sämtlicher zur Verfügung stehender Quellen, von der offiziellen Überlieferung bis hin zu Ego-Dokumenten, eine Schnittmenge bilden, die eine veritable Aussagekraft hinsichtlich der Motivationslage der Akteure beanspruchen darf.

Die Ergebnisse dieser Studie zeigen: Die führenden Militärs des „Dritten Reiches“ ebenso wie die ihnen unterstellten Soldaten hätten – *gerade* aus rein handwerklich-militärischer Perspektive betrachtet – den Krieg spätestens im Herbst 1944 als verloren anerkennen müssen. Der Gegner verlangte nichts weniger als die bedingungslose Kapitulation, über Verbündete verfügte das Deutsche Reich kaum noch und vom Rekordausstoß an Rüstungsgütern profitierte die deutsche Kriegführung nicht mehr, weil die alliierten Bomber den Nachschub für die Truppen lahm legten. Demgegenüber konnte der Gegner materiell aus dem Vollen schöpfen, war bestens ausgerüstet und litt unter keinen nennenswerten Nachschubschwierigkeiten. Zu dieser materiellen Beschränktheit trat – was letztlich noch wesentlicher zur Entscheidungsfindung der Militärs hätte beitragen müssen – der Mangel an Soldaten. Wohl versprach die Proklamation des „Volkskrieges“ durch Goebbels im Oktober 1944 neue Uniformträger, zu Soldaten waren diese allenfalls erst noch zu machen, wofür es wiederum an Zeit und Ausbildungsmitteln fehlte. Welle um Welle aus dem Boden gestampfter Verbände – zum Schluss fochten nominell 254 deutsche Divisionen – führten dabei einen weitgehend vorindustriellen Krieg. Zum Jahreswechsel 1944/45 wurde auf den Jahrgang 1928, im Februar auf 1929 zurückgegriffen; noch im gleichen Monat genehmigte Hitler gar die Aufstellung eines Frauenbataillons. Während die Jahrgänge 1930 und 1931 zur Einziehung vorbereitet wurden, integrierte man HJ-, RAD- und Polizei-Verbände in die Gefechtsführung. Der Volkssturm, quasi aufgerufen als Reserve der „Volksgemeinschaft“, vermochte die in ihn gesetzten Hoffnungen zudem nicht zu erfüllen. Seine Milizionäre waren kaum ausgebildet, dürftig bewaffnet, zumindest im Westen mehrheitlich unmotiviert und stellten in der Regel eher eine Belastung für die reguläre Truppe dar. Als Ersatz für dieses ohnehin schon bunte Sammelsurium schickte man der Front im letzten

halben Jahr des Krieges willkürlich zusammengewürfelte Marschbataillone aus Gensenden, sogenannten Magen- und Ohrenkranken oder überzähligen Marine- und Luftwaffenbesatzungen, die letztlich nicht einmal mehr zu bewaffnen waren. Fahrradverbände sollten gepanzerte Kräfte angreifen, eine Art Guerillakrieg hinter den schnell vorstoßenden Alliierten Nachschublinien und Depots vernichten, auf Lkw montierte Flakgeschütze Artillerie simulieren und vieles mehr. Dass es den Fahrrädern an Reifen fehlte, den Lkws an Sprit, den Geschützen an Munition und für eine Guerillataktik an hinlänglicher Motivation, unterstreicht die militärische Fragwürdigkeit dieser Verzweiflungsmaßnahmen. Zur Anwendung wurde alles gebracht, was den Krieg noch verlängerte, Rücksichten gab es kaum mehr. Selbst die Bevölkerung fürchtete die eigene Truppe rasch mehr als den Gegner.

Die zeitgenössischen Begründungen für die aufgeschobene Niederlage variierten freilich. Vom Wunderglauben an den Sieg ist genauso die Rede wie von der Erreichung eines irgendwie erträglichen Friedens, von einer Bereitschaft zur bedingungslosen Kapitulation hingegen nicht. Stattdessen dominiert der Topos einer ominösen „Pflichterfüllung“ in der Rechtfertigung für das eigene Handeln. Dabei muss in Rechnung gestellt werden, wie dehnbar dieser Begriff war. Konformität wird eben gerade durch Unauffälligkeit vermittelt. Man durfte also weder dem Gegner noch den eigenen Vorgesetzten auffallen. Gleichzeitig ist die Frage nach den Gründen für das konformistische Verhalten vieler Wehrmachtsangehöriger auch immer eine nach den Alternativen. Dass die meisten Deutschen solche offenbar nicht sahen, war augenscheinlich nicht an die unmittelbare Todesbedrohung oder die Einbindung in das hierarchische System Militär gekoppelt, denn sowohl „die“ Kriegsgefangenen als auch „die“ Frauen machten weiter. Der Gedanke, den Widerstand aufzugeben, kam erst ganz zuletzt auf. Bei Frauen zeigte sich der Wille zur Einstellung des Kampfes allerdings zu einem früheren Zeitpunkt als bei Männern. Sie plädierten nämlich für die Kapitulation – um es plastisch zu formulieren –, bevor das eigene Hab und Gut zerstört wurde, nicht erst *danach*, wie die meisten Männer. Ihre Definition der „Pflichterfüllung“ endete dort, wo das zu verlieren war,

wofür sie bei einer klassischen Rollenzuteilung allein verantwortlich waren, nämlich Heim und Herd. Erst als deren Zerstörung keinem anderen Zweck mehr dienen konnte als der Verzögerung eines doch als unausweichlich erkannten Endes, kamen die Frauen zu dem Schluss, aufzugeben. Für den bis dahin gefochtenen Kampf ihre Lieben zur Disposition zu stellen, war indessen nur wenigen fragwürdig erschienen.

Zweifellos waren die Gründe für das Verhalten der Deutschen in dieser Phase höchst different, gemein scheint ihnen unabhängig von Status und Geschlecht aber dreierlei gewesen zu sein: Die Anhänglichkeit an die Person Hitlers, die Überzeugung – wie differenziert im Einzelfall auch immer – von den „guten“ Seiten des Nationalsozialismus und vor allem der Wille, den Krieg zu überleben. Letzteres war am ehesten sicherzustellen, wenn Mann und Frau das taten, was das Regime ihnen abverlangte, aber auf eine Weise, welche die Kriegsgefahren minimierte. Dieses *business as usual* war im Sinne der Kriegführung ineffektiv, für die bloße Verlängerung des Krieges indes ausreichend. Bis hin zur Übernahme des Arguments von der „Pflichterfüllung“ über soziale und Geschlechter-Grenzen hinweg wurde so ein Schulterchluss vollzogen, der sich über das tatsächliche Kriegsende hinaus als tragfähig erweisen sollte.

Insofern war das Weitermachen der Deutschen also naheliegend und menschlich nachvollziehbar, weil es das relativ geringste persönliche Risiko mit eingeübter Konformität verband – nicht erst im „Dritten Reich“ ein allgemeines deutsches Phänomen. Schlagworte wie „Pflichterfüllung“, „Ehre“ oder „Vaterland“ gehörten zum Wertekanon der Deutschen lange vor Hitler. Sie erwiesen ihre vordergründige Tragfähigkeit in der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges ebenso wie in der Nachkriegszeit und bis weit in die neue westdeutsche Staatlichkeit hinein. Propaganda und Terror forderten und förderten die Einsicht in eine zunehmend mythisch überhöhte Auseinandersetzung um angebliches Sein oder Nichtsein. Parolen und Strafandrohungen passten sich dem an. Bei der Wahl zwischen der Lebensgefahr an der Front und dem Risiko, Henkern aus den eigenen Reihen zum Opfer zu fallen, mochten sich viele für die Anpassung entschieden haben; angesichts der praktizierten Sippen-

haft ein nachvollziehbarer Entschluss. Das hatte nicht zuletzt damit zu tun, dass die Führung im „Dritten Reich“ bis zum Ende ein System aus Unterdrückung und Anreiz aufrecht zu erhalten vermochte, das wohl manchen korrumpiert haben dürfte. Nicht nur die Verlustzahlen stiegen gegen Kriegsende, sondern auch die Karrierechancen, nicht nur die einfachen Soldaten wurden immer jünger, sondern auch die sie führenden Vorgesetzten, weil sie immer schneller befördert werden mussten.

Verantwortung und Verantwortlichkeit für das eigene Handeln wurden stattdessen nur in der Ausnahme wahrgenommen. Dass die Fortführung des Krieges auch das Bestehen des NS-Regimes mitsamt seines Terror- und Mord-Apparates verlängerte, stand nicht zur Debatte. Ob dabei der mythisierte Erfahrungshintergrund des Novembers 1918 eine Rolle spielte, die Angst vor der Rache der Sieger, die Furcht vor dem Sturz in die berufliche und gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit oder eine Mischung dieser oder weiterer Motive, allen ist eines gemein: Sie negieren samt und sonders die Verantwortung gegenüber dem „Vaterland“ und seiner Bevölkerung. Entscheidend blieb einzig, ob eine Maßnahme noch umgesetzt werden konnte, nicht ob sie militärisch sinnvoll war. Das schloss die materielle und physische Zerstörung des Reiches samt seiner Bewohner mit ein. *So tun als ob* (Siegfried Westphal, *Erinnerungen*, Mainz 1975, 333) bildete dabei das Bindeglied zwischen dem funktionierenden Soldaten und dessen Überlebenswillen. Dieser Zweiklang deutete perspektivisch über das Kriegsende hinaus und mochte nicht nur ein Weiterleben, sondern gerade den Eliten ihren Statuserhalt versprechen. Deswegen versuchten sie durch ständiges Improvisieren ihre Professionalität unter Beweis zu stellen.

Die Junkerschulgeneration – eine militärische Elite des „Führers“? Ergebnisse einer Untersuchung der Absolventen der SS-Führerschulen.

Von Jens Westemeier

Das Bild der Waffen-SS wird noch immer von den irrigen Annahmen bestimmt, sie habe mit Himmler, Holocaust und Vernichtungskrieg nichts zu tun gehabt – Fehlurteile, die während Adenauers Vergangenheits-

Das ex post so gern gebrauchte Argument von den eingeeengten Handlungsspielräumen kann nur indes nur dort greifen, wo das Regime noch in der Lage war, Druck auszuüben, was immer weniger der Fall war. Die Mehrheit hatte gerade durch die von Hitler erzwungene Einmischung ins militärische Detail profitiert und überbot sich darin Maßnahmen, ihrem „Führer“ entgegenzuarbeiten. Sie scheuten sich nicht, dem Regime bei der Terrorisierung der eigenen Soldaten und der eigenen Bevölkerung zu sekundieren. Damit schloss sich ein Kreis, der nicht erst bei der Selbstunterwerfung unter das NS-Regime lange vor dem Krieg begonnen worden war. Kurz gesagt: Das letzte Jahr des Zweiten Weltkrieges war der Kulminationspunkt eines spezifisch deutschen Militarismus.

Literatur:

Zimmermann, John, *Pflicht zum Untergang – Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*. Paderborn 2009 (*Zeitalter der Weltkriege*, 4).

Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945. Zwei Halbbände. Im Auftrag des MGFA hrsg. von Rolf-Dieter Müller. München 2008 (*Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, 10/1 und 10/2).

Henke, Klaus-Dietmar, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*. München 1995 (*Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte*, 17).

Kunz, Andreas, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2005 (= *Beiträge zur Militärgeschichte*, 64).

politik gesellschaftliche Akzeptanz erlangten, maßgeblich auf die Umtriebigkeit organisierter SS-Veteranen und ihrer Bewunderer zurückzuführen sind, bisweilen aber auch durch die Geschichtsschreibung festge-

schrieben wurden. Besonders hartnäckig hält sich die Vorstellung, die Waffen-SS sei eine militärische Elitetruppe gewesen. Aktuelle Forschungen zur Frage nach diesem Elitestatus, dem Grad der nationalsozialistischen Ideologisierung, dem Handlungsrahmen der Waffen-SS-Männer und ihrer Beteiligung an NS-Verbrechen widerlegen diese überholten Klischees. Aufbauend auf diesen neuen Erkenntnissen, zeigt die hier vorgestellte Dissertation die ungenügende militärische Ausbildung der Waffen-SS und hält als besonderes Kennzeichen der Waffen-SS-Führer deren unprofessionellen, menschenverachtenden Führungsstil und die von ihnen befohlenen Kriegsverbrechen fest. Daneben bestätigt die Studie, wie fest die Waffen-SS im Nationalsozialismus verwurzelt war, der sowohl die Voraussetzung ihrer Existenz als auch ihre weltanschauliche Basis bildete. Personifiziert waren diese Charakteristika in den SS-Führern der sogenannten Junkerschulgeneration, die einen Untersuchungsschwerpunkt der Dissertation bildet. Hierzu wurde ein kollektivbiografischer Ansatz gewählt, deren zentrale Ergebnisse in der Folge vorgestellt werden.

Auswertungsgrundlage bildete u.a. der Bestand des ehemaligen Berlin Document Center (Personalakten des SS-Personalhauptamtes und des Rasse- und Siedlungshauptamtes, Bestand BDC, SSO u. RS) im Bundesarchiv (BA) Berlin-Lichterfelde, der Bestand Persönlicher Stab RFSS (BA, NS 19), der Bestand Waffen-SS (RS) im BA-Militärarchiv (BA-MA) und im Militärarchiv Prag, sowie der Nachlass HIAG im BA-MA (B 438). Biografische Ergänzungen fanden sich in Ermittlungs- und Gerichtsakten u.a. der US-Militärprozesse im US National Archive (u.a. RG-338), im BA Ludwigsburg und im Simon-Wiesenthal-Archiv Wien, in Entnazifizierungs- und Spruchkammerakten der Staats- und Landesarchive und in Archiven verschiedener KZ-Gedenkstätten. Der Bestand WAST war für eine breite Auswertung nicht zugänglich.

An der Spitze der SS stand Reichsführer Himmler, der sie nach eigenen Vorurteilen, Marotten und Vorlieben aufbaute. Für seine zukünftigen SS-Führer wünschte Himmler sich eine Ausbildung, die das militärische Ausbildungsniveau und Sozialverhalten vereinheitlichte. Anders als jene SS-Führer,

die aufgrund ihrer Verdienste während der „Kampfzeit“ und mit Hilfe alter Freundschaften in hohe Positionen gelangt waren, hatte daher nach 1933 die jüngere Generation vor der Ernennung zum SS-Führer eine Führerschule zu absolvieren, auf der sie sowohl militärisch ausgebildet als auch nachhaltig auf Himmlers Weltanschauung eingeschworen werden sollte. Während des Krieges stilisierte die NS-Propaganda die Junkerschulen zu elitären Kaderschmieden. So erklärte Himmler die zahlreichen gefallenen Regiments- und Bataillonskommandeure, als er in einer Rede an die Gruppenführer am 9. Juni 1942 über die Führerverluste der Waffen-SS sprach: „Es sind [sic!] also der erste, beste Nachwuchs, den wir im Jahre 1934 aus den Junkerschulen Tölz und Braunschweig, aus den ersten Jahrgängen von Idealisten bekamen, die zu Bataillonskommandeuren herangewachsen waren.“¹ SS-Veteranen und Bewunderer der Waffen-SS feiern noch heute die Junkerschulen als Erziehungsstätten einer militärischen Elite und Avantgarde eines neuen Europa.

Die erste SS-Führerschule hatte Heydrich 1934 im oberbayerischen Tölz gegründet, eine zweite wurde in Braunschweig eingerichtet. Die grundsätzliche Genehmigung dazu hatte sich Himmler am 18. Oktober 1934 von Hitler anlässlich einer Besprechung über den Einsatz der Verfügungstruppe für den Fall innerer Unruhen eingeholt. Bis 1938 zählten die Führerschulen jedoch nicht zur Verfügungstruppe, sondern firmierten als Einrichtungen der NSDAP. Der erste Lehrgang fand vom 1. April bis 22. Dezember 1934 in Tölz statt; 83 Führeranwärter bestanden. Dieses erste Experiment zeigte schon bald, dass etliche Teilnehmer ohne die geringsten Vorkenntnisse angereist waren und das militärische Ausbildungsziel, zumindest zum Führen eines Infanteriezuges befähigt zu sein, weit verfehlten. Künftige Teilnehmer nahmen ab 1935 an eilig eingerichteten Führeranwärterlehrgängen teil. Während der drei Monate dauernden Lehrgänge erhielten die Führeranwärter eine militärische Grundausbildung. Allerdings konnte von einer Standardisierung der Grundausbildung keine Rede sein: Wie schon bei der Führung der einzelnen Standarten hatte jeder Kommandeur seine eigenen Vorstellungen und experimentierte nach Gutdünken; jeder Lehr-

gangsleiter wiederum setzte die Vorstellungen seines Kommandeurs anders um – das Provisorische wurde zur Norm. Das Problem wurde nicht beseitigt, noch 1940 beklagten sich die Schulleiter über eine mangelnde Vorausbildung.

Am 24. April 1935 begann mit 240 Junkern der erste Lehrgang an der dem SS-Hauptamt unterstellten Führerschule Braunschweig.² Wer war für die Ausbildung zuständig und was wurde insbesondere in militärischer Hinsicht vermittelt? Unter anderem lassen sich sechs Taktiklehrer nachweisen, bei denen es sich um „alte“ Männer und Pensionäre handelte, die nur mit Widerwillen einstmals ihre Uniform abgelegt hatten und der NSDAP nahe standen. Die SS bot ihnen eine neue Heimat, Karrierechance und soziale Sicherheit. Zwischen 1871 und 1898 geboren, lag ihr Altersdurchschnitt zu Lehrgangsbeginn bei fünfzig Jahren. Sie hatten schon vor 1933 mit Hitler sympathisiert, ohne allerdings zu den sog. Alten Kämpfern zu gehören. Als Taktiklehrer waren sie denkbar ungeeignet, da die militärische Entwicklung an ihnen vorbeigegangen war. Teilweise zehn und mehr Jahre nicht mehr im Militärdienst, verfügten sie nur über Weltkriegs- und Freikorps erfahrung. Den Ansprüchen an eine moderne oder gar elitäre Militärausbildung konnten sie in keiner Weise genügen.

Die militärische Ausbildung kreiste mit den Fächern Taktik, Geländekunde und Waffendienst um die Praxis auf der Führungsebene des Infanteriezugs. Ziel war es, dass der Junker eine etwa dreißig Mann starke Teileinheit, die sich in drei Gruppen gliederte, im Gelände einsetzen und im Gefecht führen können sollte. Dazu gehörten normalerweise der Einsatz der schweren Infanteriewaffen sowie Grundkenntnisse im Pionier- und Fernmeldewesen. Es findet sich jedoch kein Nachweis, dass den Führerschulen für die ersten Lehrgänge überhaupt schwere Infanteriewaffen wie Maschinengewehre oder Granatwerfer zur Verfügung standen. Da die rein militärisch-handwerkliche Ausbildung sich an Reichswehrvorschriften hielt, war sie weder revolutionär oder modern, noch konnten die Absolventen daraus einen Eliteanspruch herleiten. Im Gegenteil, die Ausbildung war im Grunde unprofessionell, Bestandteil der Abschlussprüfung eine Fuchsjagd zu Pferd. Auch der

Vergleich der Ausbildungszeiten der jungen SS-Führer mit einem Offiziersanwärter der Wehrmacht zeigt dies. Selbst als die Reichswehr im Zuge der Aufrüstung die Offiziersausbildung von fünf (1927) auf zwei Jahre (1933) verkürzte, erhielt jeder Offiziersanwärter eine intensivere militärische Ausbildung als die Junkerschulabsolventen.

Da die nationalsozialistischen Erziehungsziele als Grundsätze der Lebensführung in allen Unterrichtsfächern vermittelt wurden, war die SS-Ideologie auch in der militärischen Ausbildung allgegenwärtig. Dies garantierten nicht nur die Weltanschauungs-, sondern auch die Fachlehrer, die samt und sonders Nationalsozialisten waren. So verband das Fach Heerwesen allgemeine militärische mit SS-spezifischen Führungs- und Verhaltensgrundsätzen. Dem angehenden Führer sollte neben dem Fach- und Vorschriftenwissen, das zur Führung von Zug und Kompanie unerlässlich war, ein SS-gemäßes Führerleitbild vermittelt werden. „Heerwesen“ war in hohem Maße Teil einer fächerübergreifenden Persönlichkeitserziehung, durch die hergebrachte militärische Kenntnisse wie auch SS-ideologische Normen für den Truppenalltag verwertbar gemacht wurden.

Neben der militärisch-fachlichen Ausbildung lag der zweite Schwerpunkt des Unterrichts auf der weltanschaulichen Erziehung. „Weltanschauung“ wurde zweimal pro Woche jeweils zwei Stunden unterrichtet. Dazu kamen – auf Anregung der Junker – abendliche Diskussionsrunden und Lehrveranstaltungen. Das Fach wurde neben dem Fach Taktik in der Gesamtnote des Abschlusszeugnisses am höchsten bewertet. Es wäre aber verfehlt, die weltanschauliche Erziehung als Indoktrination anzusehen, und die isolierte Betrachtung des Weltanschauungsunterrichts sollte nicht überbewertet werden. Vielmehr erhielt die nationalsozialistische Grundüberzeugung der Junker, z.B. ihr Antisemitismus, in pseudo-wissenschaftlichen Lehrgesprächen ein akademisch getünchtes Fundament. Die NS-Weltanschauung war die allen Junkern gemeinsame Grundüberzeugung, durch die sie überhaupt erst den Weg in die SS gefunden hatten. Der Junker musste daher nicht erst lernen, sich mit der SS und ihren Werten zu identifizieren. Ein Teil von ihnen hatte sich

in Österreich (etwa zehn Prozent der Absolventen waren österreichische SS-Männer, die 1934 nach Deutschland geflohen waren) oder in der Kampfzeit bereits dafür geschlagen und übertraf in seinem politischen Fanatismus manchen Schultheoretiker. Der weltanschauliche Unterricht systematisierte die noch diffusen Vorstellungen der jungen Männer; er war Teil einer nachfolgenden, jahrelangen Ideologisierung der SS-Führer, die in der VT, den Totenkopf-Verbänden, in Polizei, Sicherheitsdienst und den Ämtern das Selbstverständnis der SS ausmachte.

Der erste Braunschweiger Lehrgang endete Anfang Februar 1936. Von den etwa 240 Führeranwärtern hatten ihn 147 erfolgreich absolviert. Im Schnitt waren die Absolventen zu Beginn des Lehrgangs zwischen 22 und 23 Jahre alt. Sie verteilten sich auf folgende Geburtsjahrgänge:

Absolventen Führerschule Braunschweig nach Geburtsjahrgängen

1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910
1	1	-	-	3	5	14
1911	1912	1913	1914	1915	1916	1917
17	24	27	35	16	2	1

Der älteste Teilnehmer gehörte dem Jahrgang 1904, der jüngste Teilnehmer dem Jahrgang 1917 an. Das heißt, keiner gehörte zur Front- und Freikorpsgeneration; die Teilnehmer bildeten vielmehr mit dem Jahrgang 1910 und jünger eine neue Generation innerhalb der SS. Ein Teil war bereits Mitte/Ende der 1920er Jahre zur SA und NSDAP gestoßen und hatte sich in der „Kampfzeit“ bewährt, der andere Teil war schon aus Altersgründen erst nach der Machtergreifung zur SS gekommen. Für diese vor dem Krieg in Braunschweig und Tölz ausgebildete jüngere Führergruppe innerhalb der SS wurde der treffende Begriff der „Junkerschulgeneration“ gewählt, die sich von der älteren „Kriegsjugendgeneration“ deutlich abhob.³ Es waren junge Männer, die sich ganz bewusst für Hitler und dessen Bewegung entschieden hatten. Im Vergleich zu ihren Altersgenossen, Arbeitskollegen, Kommilitonen und Mitschülern waren es politische Aktivisten, die für die Ziele des

Nationalsozialismus ihre Freizeit opferten und sich bedingungslos einsetzten.

1936 wurden in der Dienstaltersliste 123 Absolventen, also knapp 85 Prozent, als NSDAP-Mitglieder geführt; die tatsächliche Zahl der NSDAP-Mitglieder und -anwärter lag noch höher. Die Ende 1933 verhängte Aufnahmesperre verhinderte zunächst den gewünschten Parteieintritt vieler Interessenten. Als die Aufnahmesperre 1937 gelockert wurde, trat auch die Mehrzahl der restlichen 15 Prozent in die Partei ein. Die Führeranwärter waren ohnehin überzeugte Nationalsozialisten, was nicht von ihrer Parteimitgliedschaft abhing.

Über die Verwendung der Junker entschied das Personalamt der Reichsführung SS erst nach Abschluss des Lehrgangs. Irgendein Muster, nach dem die Absolventen vom Hauptamt für die verschiedenen Dienststellen ausgewählt wurden, ist nicht erkennbar. Für den SD wurden anscheinend besondere Vorkenntnisse und Fähigkeiten (Sprache, Studium, Auslandserfahrung) genutzt. Kaum einer kam wieder zu der Einheit, der er vor dem Lehrgang angehört hatte. 51 der 147 Braunschweiger Absolventen (knapp 35 Prozent) wurden auf Dienstposten in den späteren Waffen-SS-Kernverbänden Leibstandarte, Verfügungstruppe und Totenkopf-Verbände versetzt. Im Zuge von Versetzungen zu diversen NSDAP- und SS-Dienststellen versahen letztlich nur zehn Prozent der Absolventen ihren Dienst bis 1939 dauerhaft in „militärischer“ Funktion. Die Vermutung, dass die jüngeren Absolventen für Zugführerposten in der VT ausgewählt wurden, findet keine Bestätigung. Die Mehrzahl der in SS-Ämtern verwendeten Junker übernahm nach Kriegsbeginn ohne weitere Ausbildung Einheiten der Waffen-SS.

Nach vorläufigen Schätzungen bildeten die Junkerschulen bis Kriegsende rund 15.000 SS-Führer aus, wobei die Kriegslehrgänge, wie die Lehrgänge für Reserveführer und Versehrte, stark verkürzt waren. Bis Ende 1939 durchliefen 1.138 Führer einen zehnmonatigen Friedenslehrgang – die eigentliche Junkerschulgeneration. Die Mehrzahl dieser Junker fand sich bei der Ordnungspolizei wieder. Auch zum SD stießen in der mittleren Aufbauperiode etliche Absolventen aus Braunschweig und Tölz, wo

sie nach kurzen Lehrgängen auf den SD-Schulen Bernau und Berlin-Grünwald Führungspositionen einnahmen. Das SD-Hauptamt war der Vorläufer des RSHA, das zur Zentrale der rassistischen Verfolgung und Vernichtung wurde. 1938 führte die Dienstaltersliste 22 Absolventen im SD-Dienst auf.

Der erfolgreiche Abschluss der Junkerschule implizierte keine bevorzugte Förderung. Die Braunschweiger Junker erreichten bis 1945 zumeist noch den Dienstgrad eines Sturm- bzw. Obersturmbannführers. Führerbewerber, die den Lehrgang nicht bestanden oder abgelöst wurden, waren von der Führerlaufbahn nicht automatisch ausgeschlossen, sondern konnten noch auf anderen Wegen Führer werden.

Soweit nachweisbar, fielen 53 der Braunschweiger Absolventen, also über 35 Prozent, an der Front (davon einer in einer Strafeinheit), sechs verunglückten tödlich oder starben in Gefangenschaft, einer beging Selbstmord und einer wurde 1948 von den Alliierten wegen seiner Kriegsverbrechen hingerichtet. Fünf wurden wegen Kriegsverbrechen bzw. NS-Gewaltverbrechen gerichtlich verurteilt. Paul Werner Hoppe war Kommandant des KZ Stutthof und Johannes Hassebroek Kommandant des KZ Groß-Rosen. Außer diesen zwei Tätern der Konzentrationslager-SS gehörten mit Joachim Peiper – er war von 1938 bis 1941 Himmlers Adjutant –, Walter Reder und Fritz Knöchlein gleich drei der bekanntesten Kriegsverbrecher der Waffen-SS dem ersten Führerlehrgang Braunschweig an. Es bleibt festzuhalten, dass es Himmler in der Tat gelang, die Führer der ersten Junkerschulgeneration charakterlich und ideologisch zu politischen Soldaten zu formen und sie zu einem relativ homogenen Führerkorps zusammenzuschweißen – zu „weltanschaulich gefestigten Kämpfern“. Sie wurden zu „Kriegern“ im archaischen Sinne des Wortes, wie es Himmlers Kriegermythos entsprach.

Die Junkerschulgeneration blieb über das Kriegsende hinweg verbunden. Die Veteranen des ersten und zweiten Führerlehrgangs versammelten sich zum ersten Mal 1952, dann jährlich zu Pfingsten zu sog. Jahrgangstreffen in Bad Tölz. Die entscheidende Bedeutung für die Geschichte der Waffen-SS gewann die Junkerschulgeneration in der Nachkriegszeit. Als Teil der Kriegsverbre-

cherlobby organisierten die ehemaligen Junker die Kampagnen zur Aufhebung der Urteile gegen ihre Kameraden. Sie führten die HIAG. Sie schrieben die Chroniken der Stammdivisionen der Waffen-SS und deuteten damit die Geschichte der Waffen-SS um. Sie leugneten und verschwiegen in ihren Schriften die von ihnen begangenen Verbrechen. Auf diese Weise gelang es Himmlers Kriegern, ein bis heute noch in der Bundesrepublik vorherrschendes Geschichtsbild von der Waffen-SS als „Soldaten wie andere auch“ zu verbreiten. In ihren Publikationen retteten sie Ideologieversatzstücke des Nationalsozialismus in die Bundesrepublik hinüber. Keiner der Junkerschulgeneration schwor der nationalsozialistischen Ideologie ab.

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass die Bewertung der Waffen-SS als militärische Elitetruppe verworfen und als nationalsozialistischer Mythos bewertet werden muss. Ihren Platz in der Geschichte sicherte sie sich mit der Ungeheuerlichkeit ihrer Taten, das eigentliche Kennzeichen der Waffen-SS bleiben die von ihr begangenen Verbrechen. Die nationalsozialistische Weltanschauung machte das politische Soldatentum der Waffen-SS aus. Die von den SS-Führern verinnerlichten, rassistischen Überzeugungen bedingten die menschenverachtende Gefechtsführung und die Kriegsverbrechen. Letztere sind nicht nur auf augenblickliche, militärisch zu lösende Situationen zurück zu führen, sondern auf die Sozialisierung der SS-Führer, worauf die Forschung schon frühzeitig hinwies. Diese These findet in neuen Untersuchungen wie auch in der vorliegenden Arbeit ihre Bestätigung, und zwar nicht nur hinsichtlich des Vernichtungskrieges im Osten, sondern auch für die Kriegsverbrechen im Westen und Süden.

Jens Westemeier: Himmlers Krieger. Joachim Peiper, Waffen-SS und Kriegsverbrechen. Dissertation Universität Potsdam 2009. Die Veröffentlichung ist für 2011 im Verlag Ferdinand Schöningh vorgesehen.

Literatur:

Cüppers, Martin: Wegbereiter der Shoah. Die Waffen-SS, der Kommandostab Reichsführer-SS und die Judenvernichtung 1939-1945. Darmstadt 2005.

Gentile, Carlo: Wehrmacht und SS im Kampf gegen Partisanen und Zivilbevölkerung in Italien 1943-1945. Dissertation Köln 2008. Die Veröffentlichung ist für Herbst 2010 im Verlag Ferdinand Schöningh vorgesehen.

Leleu, Jean-Luc: La Waffen-SS. Soldats Politiques en Guerre. Paris 2007.

Merkl, Franz-Josef: General Simon: Lebensgeschichte eines SS-Führers: Erkundungen zu Gewalt und Karriere, Kriminalität und Justiz, Legenden und öffentlichen Auseinandersetzungen. Augsburg 2010.

Rohrkamp, René: „Weltanschaulich gefestigte Kämpfer“: Die Soldaten der Waffen-SS 1933-1945. Paderborn 2010.

Wegner, Bernd: Hitlers politische Soldaten. Die Waffen-SS 1933-1945. Paderborn 2008.

¹ NA, RG 242, T-175, Rolle 90, S. 2664 ff, Himmler am 9.6.1942.

² Erst über zwei Jahre später, am 5.5.1937, befahl Himmler, Tölz u. Braunschweig mit Wirkung zum 1.5.1937 als „SS-Junkerschulen Tölz und Braunschweig“ zu bezeichnen, BA-MA, RS 5/989, Befehl RFSS 5.5.1937.

³ Wegner unterscheidet in seiner Untersuchung zwischen „älteren“ SS-Führern, die den Ersten Weltkrieg u. die ihm folgende Revolutionszeit zumindest als Heranwachsende erlebten u. den nach 1903 Geborenen, die er zum „jüngeren“ SS-Führerkorps zählt, Wegner: Politische Soldaten, S. 214, Anm. 17.

WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE

Paul Kuhlo – Kommandeur des Ostasiatischen Marine-Detachements und japanischer Kriegsgefangener (Dissertation)

Von Christian Bormann

Im Zusammenhang mit imperialistischen Bestrebungen und der Kolonialpolitik des Deutschen Kaiserreichs im 19. Jh. ist die Geschichte der sogenannten „Musterkolonie Kiautschou“ ein Beispiel für den Versuch, sich einen „Platz an der Sonne“ auf dem chinesischen Festland zu sichern. Der Wunsch nach einem Stützpunkt, Handelsplatz und sicheren Anlaufhafen für deutsche Kriegsschiffe im Fernen Osten wurde mit der Landung des Kreuzergeschwaders unter Führung des Admirals von Diederichs in der Bucht von Kiautschou am 14. November 1897 verwirklicht. Während des Angriffs japanischer und britischer Truppen im September 1914 spielte vor allem das Ostasiatische Marine-Detachment (OMD) eine wichtige Rolle, welches unter dem Kommando von Oberstleutnant Paul Kuhlo (1866-1943) u.a. in den Kämpfen im Vorgelände den japanischen Truppenaufmarsch stören und so lange wie möglich aufhalten sollte. Mit der Kapitulation der Deutschen Kolonie im November 1914 ging Kuhlo in die japanische Kriegsgefangenschaft. Seine Erlebnisse als Kommandeur des OMD und die Erinnerungen an die anschließende fünfjährige Gefangenschaft in Japan hielt er in einem bisher unveröffentlichten Bericht mit dem Titel

Kurze Beschreibung der Tätigkeit des Ostasiatischen Marine-Detachements während der Belagerung von Tsingtau 1914 fest, den er ab ca. 1917 in japanischer Kriegsgefangenschaft begann und der auf seinen Tagebüchern beruht. Anders als der Titel vermuten lässt, beinhaltet der Bericht aber nicht nur einen präzisen Überblick über Kuhlos Zeit als Kommandeur in Tsingtau, sondern auch eine ausführliche Darstellung der anschließenden Kriegsgefangenschaft in den Lagern Honganji in Tōkyō-Asakusa und Narashino.

Anhand dieser Aufzeichnungen sollen in vorliegendem Projekt die Rolle des OMD in Tsingtau vor dem Hintergrund des zu erwartenden Angriffs durch japanische und britische Truppen im September 1914 und in den darauf folgenden militärischen Auseinandersetzungen und die anschließende Kriegsgefangenschaft der Truppenangehörigen des OMD in Japan dargestellt werden. Somit ermöglicht Kuhlos Bericht eine Auseinandersetzung mit dem OMD bezüglich zweier unterschiedlicher, aber zusammenhängender Themenkomplexe, da er zum einen der Einschätzung der militärischen Lage Tsingtaus und der Frage nach den Verteidigungsmöglichkeiten und der Rolle des OMD darin nachgeht, und zum anderen das All-

tagsleben in den Kriegsgefangenenlagern Honganji und Narashino und die Behandlung der Gefangenen durch die japanische Lagerleitung schildert. Das Bild des OMD in der japanischen Öffentlichkeit nach der deutschen Kapitulation und während der anschließenden japanischen Kriegsgefangenschaft soll ebenso in die Überlegungen einbezogen werden.

Das OMD wurde in der Forschung bisher kaum betrachtet und vorwiegend in älteren Werken im Zusammenhang mit dem III. Seebataillon erwähnt, dem es von 1909 bis 1912 angegliedert war. Zur Geschichte der Kriegsgefangenen gibt es einige umfassende Darstellungen, jedoch legen viele ihren Schwerpunkt auf das in der neueren Forschung als „Wiege der 9. Symphonie Beethovens“ bekannte Lager Bandô, das u.a. auch Gegenstand des japanischen Films „Ode an die Freude“ (2006) ist und allgemein als „Musterlager“ deutscher Kriegsgefangener in Japan bezeichnet wird. Kuhlos Bericht, in dem er detailliert auf die Wohnverhältnisse, die Lebensbedingungen, die körperliche Verfassung und medizinische Versorgung der Gefangenen, die Verpflegungssituation sowie die Stimmung in den Lagern Honganji und Narashino eingeht, zeichnet ein differenziertes Bild auch dieser Lager.

Die Quellenlage zum OMD in den Archiven ist lückenhaft; viele Unterlagen zum

Einsatz von Marineverbänden in Ostasien und in den deutschen Kolonien sind heute nur fragmentarisch erhalten oder überdauerten den Zweiten Weltkrieg nicht. Ein Dokumentenkonvolut aus dem Nachlass Paul Kuhlos, welches neben o.g. Bericht auch Urkunden, Zeugnisse, Beurteilungsschreiben und zahlreiche Briefe und Postkarten enthält, die Kuhlo u.a. vom damaligen Kommandeur der Landfront, v. Kessinger, seinem Adjutanten v. Wilucki und Admiral und Chef des Stabes beim Gouvernement Kiautschou, Saxer, erhalten hat, ist für die vorliegende Arbeit ebenfalls von großem Interesse. Das bisher noch nicht bearbeitete Material erlaubt eine differenzierte Betrachtung der Ereignisse in Tsingtau und der Rolle des OMD sowie der Kriegsgefangenenlager Honganji und Narashino aus der Perspektive eines hohen Kommandoträgers und späteren Lagerältesten, der durch seine Position Einblicke hatte, die anderen Zeitgenossen verwehrt blieben. Eine kritische, kontextbezogene Aufarbeitung des Nachlasses Paul Kuhlos erscheint somit für die militärhistorische Japanforschung von großem Interesse. Die Arbeit wird betreut von Prof. Dr. (em.) Peter Pantzer, Institut für Orient- und Asienwissenschaften (Japanologie) der Universität Bonn.

Christian Bormann
christian.bormann75@gmx.de

The 1918 Occupation of the Ukraine by the Central Powers

Von Wolfram Dornik

Am Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgen-Forschung in Graz (Österreich) wird seit Juni 2009 das Projekt "The 1918 Occupation of the Ukraine by the Central Powers" durchgeführt. Das Projekt wird vom Fonds für Wissenschaft und Forschung finanziert. Univ.-Prof. Dr. Stefan Karner, Leiter des LBI für Kriegsfolgen-Forschung und stv. Vorstand des Instituts für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte der Universität Graz, leitet das Projekt; Dr. Wolfram Dornik vom LBI für Kriegsfolgen-Forschung führt inhaltliche Recherchen, die Redaktion des Buches und die Koordination des Projektteams durch. Zur Mitarbeit konnten Dr. Hannes Leidinger, Dr. Peter Lieb,

Prof. Dr. Bogdan Musial, Dr. Alexei Miller, Dr. Georgiy Kasianov und Dr. Vasyl Rasevych gewonnen werden. Gemeinsam erarbeiten sie militärische, politische, wirtschaftliche und soziale Aspekte der Besetzung der Ukraine durch die Mittelmächte zwischen Februar und November 1918 (März 1919). Darüber hinaus wird das Thema auch im Kontext der Ostfront des Ersten Weltkrieges, der Russischen Revolution bzw. des Bürgerkrieges sowie der internationalen Beziehungen während und kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Osteuropa verortet. Ganz besonderen Stellenwert hat dabei die Rolle Sowjetrusslands als Akteur auf der internationalen Bühne beziehungsweise Katalysator

im Nationalitätendiskurs Osteuropas und der ehemaligen russländischen Gebiete nach der Februar Revolution von 1917. Das Projektteam wird zur Analyse bisher nicht bearbeitete Dokumente aus Archiven in Österreich, Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Polen, der Schweiz, den USA, der Ukraine und der Russischen Föderation heranziehen. Die Projektergebnisse werden in einer gemeinsam verfassten Monographie zusammengefasst, die im Juni 2011 auf einer internationalen Konferenz präsentiert und kritisch diskutiert wird.

Dr. Peter Lieb, Dr. Wolfram Dornik und Dr. Vasyl Rasevych werden sich den militärhistorischen Kapiteln zur Eroberung des Gebietes der Ukraine und seiner Verwaltung widmen. Die militärischen Operationen wurden durch einen besonders raschen Vormarsch deutscher Truppen auf Kiew am 18. Februar eröffnet. Nachdem am 9. Februar in Brest-Litowsk ein Friedensvertrag zwischen der Ukraine und den Mittelmächten unterzeichnet wurde, war die Basis für einen Hilferuf der Zentralrada gelegt: Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich sollten im Kampf gegen russische und ukrainische Bolschewiki zur Hilfe kommen. Der Vormarsch endete im Mai auf der Krim und östlich von Rostow/Don. Die Mittelmächte wollten mit diesem Schritt die Ostfront befrieden, um sich auf andere Kriegsschauplätze konzentrieren zu können. Außerdem benötigten sie dringend Lebensmittellieferungen zur Stabilisierung der von Hungerrevolten erschütterten Heimatfront. Doch andauernde Widerstände gegen die Mittelmächte und die Zentralrada, unverhältnismäßiges Vorgehen der Besatzungstruppen bei der wirtschaftlichen Ausbeutung, im Kampf gegen Rote Garden und im Umgang mit sozialen Konflikten im Land förderten die von den Bolschewiki in Moskau auch weiterhin geförderten Unruhen. Ein von der deutschen Be-

satzungsverwaltung vorbereiteter und durchgeführter Coup d'Etat brachte Pavel Skoropadsky als Hetman an die Macht. Er versuchte mit einer antirevolutionären Politik, die auf die militärische Macht der Mittelmächte und eine verstärkte Ukrainisierung setzte, das Land zu befrieden. Doch mit diesem durch Waffengewalt erzwungenen Machtwechsel und der folgenden Abhängigkeit des Hetmans von den deutschen Besatzungstruppen wurde auch die Faktizität der Besatzung offensichtlich, wohingegen zuvor noch die Unabhängigkeit der Ukraine betont und die Hilfe im Kampf gegen die Bolschewiki unterstrichen wurde. Dies wiederum förderte weiteren Widerstand innerhalb der Bevölkerung, ganz besonders die Rücknahme revolutionärer Errungenschaften für die Kleinbauern weckte heftigen Widerstand. Erst im Sommer 1918 beruhigte sich die Lage in der Ukraine durch einen Wechsel der Strategie in der Aufstandsbekämpfung, ukrainische Behörden wurden nun stärker in die Besatzungsverwaltung eingebunden; auch die Uneinigkeit der Bolschewiki über die in der Ukraine anzuwendende Vorgehensweise beruhigte die Situation für die ohnehin schon massiv durch Truppentransferierungen geschwächten Einheiten der Mittelmächte und im Aufbau befindlichen Hetman-Truppen.

Schon während des politischen und militärischen Zusammenbruchs der Habsburgermonarchie zogen sich die österreichisch-ungarischen Truppen ab Ende Oktober in heillosem Chaos und teilweise auf eigene Faust zurück. Manche deutsche Einheiten mussten noch bis März 1919 zur Abwehr der vorrückenden Roten Truppen in ukrainischen Gebieten stehen bleiben, die nun endgültig vom Russischen Bürgerkrieg erfasst wurden.

Wolfram Dornik
wolfram.dornik@bik.ac.at

Die westdeutsche Militärhilfe für afrikanische Staaten, 1960 – 1973 (Dissertation)

Von Carola Eugster

Die Forschung zu den Internationalen Beziehungen im Kalten Krieg berücksichtigt zunehmend die mittleren Mächte und die Dritte Welt, wo es zu den schwersten Konflikten dieser Zeit kam. Im Gegensatz zu an-

deren Verbündeten, war die Bundesrepublik davon nur indirekt betroffen. Die zur "Dritten Welt" zusammengefassten "Entwicklungsländer" waren geprägt von wirtschaftlicher und innen- wie außenpolitischer In-

stabilität, gegen die der Aufbau von Militär und Sicherheitskräften helfen sollte. Damit wurde das Militär auch zu einer Institution der politischen Machtsicherung und zu einer umworbenen Zielgruppe beider Machtblöcke, die in den Entwicklungsländern mittels ziviler Entwicklungshilfe und Militärhilfe um Einfluss konkurrierten.

In der hier vorzustellenden Arbeit steht die Militärhilfe für afrikanische Staaten seit Anfang der 1960er Jahre als außenpolitisches Handlungsfeld der Bundesregierung im Mittelpunkt.

Gerade weil die Bundesrepublik als ein Staat erscheint, der sich erst seit kurzem auch militärisch für die internationale Sicherheit engagiert, muss deren frühe Militärhilfe von besonderem Interesse sein. Wenn das um die militärische Komponente erweiterte internationale Handeln heute als Ausdruck der vollen Souveränität gilt, dann könnte schon die Militärhilfe als eine erste Konsolidierung der gerade errungenen Souveränität verstanden werden. In dieser Arbeit soll geprüft werden, ob und inwieweit sich der außenpolitische Spielraum der Bundesrepublik durch ihre Militärhilfe ausdehnte, wie das politische System mit den Problemen der Militärhilfe umging, welche innen- und außenpolitischen Faktoren sich auswirkten, und welche Prioritäten bestanden. Darauf aufbauend wird untersucht, ob sich hier Anpassungszwänge im Kontext der Integration in die westliche Staatengemeinschaft ausdrücken, oder ob dies einen beginnenden Umbruch in der außenpolitischen Entwicklung der Bundesrepublik darstellt. Weil das Umfeld der westdeutschen Militärhilfe für Afrika kaum erforscht ist, erscheint es notwendig, sich auf die Perspektive der Bundesregierung zu konzentrieren. Der Untersuchungszeitraum 1960 – 1973 erlaubt es, anhand der Quellen den durch Regierungswechsel und in Reaktion auf Krisen veränderten politischen und öffentlichen Umgang mit der Militärhilfe nachzuzeichnen.

In einem ersten Schritt wird zunächst die frühe westdeutsche Politik gegenüber der Dritten Welt dargestellt. Zentral sind dabei die Verteidigung des Alleinvertretungsanspruchs und die Bedeutung verschiedener westlicher Staaten für die gesamte westdeutsche Außen- und Sicherheitspolitik.

Im zweiten Schritt werden die Ausgestaltung und die Motive der Militärhilfe untersucht. Impulsgebend war sicherlich das US-amerikanische Interesse an einer Beteiligung der Verbündeten am Containment („burden-sharing“), doch die Bundesregierungen handelten dabei auch im eigenen Interesse, z.B. um mit der DDR zu konkurrieren und um die Entwicklungsländer zu stabilisieren. Federführend bei Planung und Durchführung waren das Auswärtige Amt und das Bundesministerium der Verteidigung. Trotz der dabei festzustellenden binnen- wie interministeriellen Reibungsverluste engagierten sich die Bundeskanzler vergleichsweise wenig. Der Bundestag, zunächst ohnehin kaum beteiligt, blieb durchweg auf kritischer Distanz. Anfang der 1960er begann die, offiziell als "Ausrüstungs- und Ausbildungshilfe" bezeichnete, Unterstützung verschiedener Armeen der Dritten Welt, in Form von militärisch-technischem Know-how, Ausbildung von Soldaten sowohl in den Empfängerländern als auch in der Bundesrepublik sowie der Lieferung von Waffen und Ausrüstung. Dafür standen in den 1960er Jahren ungefähr 100-150 Mio. DM jährlich zur Verfügung, wovon in den 1970er Jahren ungefähr die Hälfte blieb. Zwischen 1961 und 1964 begannen, zuerst mit dem Sudan und weiteren afrikanischen Staaten größere Kooperationen. In den 1970ern und 1980ern gab es v.a. kleinere Projekten, mit einer Streuung über fast alle afrikanischen Staaten.

Die ohnehin schwer miteinander zu vereinbarenden Ziele waren mit einem kleinen Etat, der zudem die anfangs ressourcenarme Bundeswehr belastete, kaum zu erreichen. Im internationalen Umfeld mussten die Bundesregierungen ihre Position nicht nur gegenüber den afrikanischen Staaten bestimmen, was wegen deren eigenen Zielen sowie ihrer inner- und zwischenstaatlichen Konflikte schwer war. Entscheidend war auch die Ebene der Interaktion mit den verbündeten Staaten. In Afrika blieb der europäische postkoloniale Einfluss, trotz der globalen US-amerikanischen Macht, lange bestehen, was die Positionierung der Bundesrepublik erschwerte. Die Konflikte der Verbündeten wurden sowohl bilateral als auch in der NATO bearbeitet. Als wichtiges Forum afrikanischer Politik und der Kritik an

der Militärhilfe, war die UNO beteiligt. Eine weitere Ebene entstand durch westdeutsche kommerzielle Rüstungstransfers, deren, zumindest nominell, private Träger außenpolitische Folgen nicht ausschlossen, schon weil die Genehmigung eines Rüstungsexports als staatliche Unterstützung bzw. Einmischung galt.

Anhand von einem Überblick über die afrikanischen Empfängerländer und sechs vertiefenden Fallbeispielen (Sudan, Nigeria, Guinea, Tansania, Somalia und Äthiopien), lassen sich die einzelnen Ziele, Zielkonflikte und Erfolgserwartungen an die Programme genauer erkennen. Abschließend soll geklärt werden, warum die Militärhilfe laufend eine Anpassung verschiedener zentraler Prinzipien der Bundesrepublik auslöste. Erstaunliche Flexibilität ist bei der Auswahl der Empfängerstaaten zu sehen, die z.B. zeigt wie die Hallstein-Doktrin in der Praxis angepasst werden konnte. Als die SPD zunehmend die Regierungspolitik bestimmte, wurde die Militärhilfe fortgesetzt, obwohl diese bei der Partei unpopulär war. Insgesamt waren die westdeutschen Akteure ständig dabei, die Militärhilfe nach Krisen anzupassen, und die Erwartungen anderer Regierungen gegenüber den eigenen Möglichkeiten und Vorteilen auszutarieren. Die deutschen Erfahrungen waren eine Facette der globalen Proble-

me mit einem außen- und sicherheitspolitischen Instrument, das im Kalten Krieg, der Dekolonisierung, dem Aufbau staatlicher Strukturen in den Entwicklungsländern und in der Dynamik begrenzter Konflikte ständig massiv an die Grenzen seiner Wirksamkeit zu stoßen schien.

Zur Erforschung der westdeutschen Militärhilfe sind, neben wenigen Arbeiten aus den 1970/1980er Jahren, besonders die neuen Forschungen über außereuropäische Konflikte während des Kalten Krieges, über die Dekolonisation, die Politik der afrikanischen Staaten und über den Rüstungstransfer an die Dritte Welt nützlich. Das Quellenmaterial findet sich im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, und dem Bundesarchiv / Militärarchiv, Freiburg. Hilfreich sind darüber hinaus die Quelleneditionen des Bundestags und des Kabinetts, sowie die damalige Presse. Inwieweit Material aus Industrie-Archiven zur Verfügung steht, wird derzeit geprüft.

Die Arbeit wird betreut von Prof. Dr. Gerhard Hirschfeld - Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart, beratend beteiligt sind das Militärgeschichtliche Forschungsamt, Potsdam, und das Stockholm International Peace Research Institute.

Carola Eugster
c.eugster@gmx.de

Begegnung zweier Welten? Medienstrategien und Medienbilder der britischen und der deutschen Militärführung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Dissertation)

Von Christian Götter

Der Erste Weltkrieg war bereits erklärt worden, als der Chef des deutschen Generalstabes, Generaloberst von Moltke, am 2. August 1914 dem Chef seines Nachrichtendienstes befahl festzustellen, welche Vorarbeiten geleistet worden waren, um über die Presse auf die öffentliche Meinung in Deutschland einzuwirken. Dieser meldete ihm daraufhin, dass man sich bisher allein darauf konzentriert hatte, für die Informationssicherheit zu sorgen. Eine zielgerichtete Informationsausgabe dagegen sei nicht vorbereitet worden. Anders war die Situation, als deutsche Truppen 1939 in Polen einmarschierten - die Propaganda für diesen Konflikt war vorbereitet worden und militärisch organisierte Propagandakompanien beglei-

teten die Kampftruppen. Explizit sollten die Fehler, die man im Ersten Weltkrieg entdeckt zu haben meinte, vermieden werden. Diese Argumentation der Medienspezialisten der Wehrmacht in den 1930er Jahren ist freilich eng mit der Dolchstoßlegende verknüpft. Tatsächlich aber sind die Veränderungen und auch Verbesserungen der medienbezogenen Planungen des Militärs gegenüber dem Ersten Weltkrieg nicht von der Hand zu weisen. Das Militär befasste sich aber nicht allein in Bezug auf Kriege mit seinen eigenen Medienbeziehungen. Diese waren vielmehr gerade in den Friedenszeiten von großer Bedeutung, in Deutschland wie auch in anderen Nationen. Die Fragen, in welcher Form Militärs mit ihren Erfahrun-

gen mit Medien und deren Vertretern umgehen, ob und welche Lehren sie ziehen, wie sie auf technologische oder gesellschaftliche Veränderungen reagieren, liegen auf der Hand. Sie werden im vorliegenden Projekt anhand der Beispiele der Militärführungen Deutschlands und Großbritanniens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts thematisiert.

Bisherige Untersuchungen zu den Militär-Medien-Beziehungen aus Sicht der Militärs konzentrieren sich im Wesentlichen auf die Entwicklung in den USA seit dem Vietnamkrieg oder auf Kriegszeiten. Neuere Arbeiten nehmen zwar gerade für Deutschland auch längere Zeiträume und Nicht-Kriegszeiten in den Blick, beschränken sich aber oft auf institutionelle Veränderungen oder die Inhalte von Propaganda. Die hinter diesen Tätigkeiten stehenden Haltungen und Planungen des Militärs in Bezug auf Medien und deren möglichen Nutzbarmachung bleiben häufig Randerscheinungen. Das hier vorgestellte Projekt soll einen Beitrag leisten, diese Lücken zu schließen. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf den Medienstrategien der beiden Militärführungen, womit spezifische Kombinationen von Zielen, Zielgruppen und Methoden medienbezogenen Handelns bezeichnet werden. Der Begriff erlaubt es, innerhalb der Untersuchung mit unterschiedlichen Phänomenen umzugehen, zu denen die Rekrutenwerbung ebenso zählt wie der Versuch, Kriegsberichterstätter von den Schlachtfeldern fernzuhalten und die Zeitungen über Offiziersberichterstätter mit Nachrichten zu versorgen. Flankierend kommen die Medienbilder hinzu, womit die Vorstellungen der Militärs von den Medien und ihrer gesellschaftlichen Rolle bezeichnet werden. Es wird zu zeigen sein, welche Auswirkungen bestimmte Medienbilder auf die jeweiligen Medienstrategien hatten, beispielsweise in Bezug auf die

eingesetzten Methoden oder angestrebten Ziele.

Diesen beiden Aspekten wird in einem diachronen Vergleich nachgespürt, der die erfahrungsgeschichtliche Perspektive stark macht und Wandel und Kontinuitäten über die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren Kriegs-, Spannungs- und Friedenszeiten hinweg verfolgt. Hierbei die britische und deutsche Militärführung in den Blick zu nehmen bringt den Vorteil, dass auch die synchronen Verflechtungen dieser beiden Akteure, die sich beständig gegenseitig beobachteten, in die Analyse einfließen können. Auch können so Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Art und Weise aufgezeigt werden, wie ein Verlierer und ein Gewinner des Ersten Weltkriegs mit den Erfahrungen der Militär-Medien-Beziehungen aus diesem ersten großen Propagandakrieg umgingen. Als Quellenbasis dienen vor allem die Akten der Militärführung, ergänzt um ausgewählte Nachlässe. Hinzu kommen die Akten derjenigen Spezialabteilungen der Militärs, die von der jeweiligen Führung mit der Medienarbeit betraut worden waren. Durch diese Auswahl ist es möglich, einerseits grundlegende Überlegungen zu den Militär-Medien-Beziehungen zu erfassen und andererseits Einzelfälle aufzugreifen, die Fragen in Bezug auf die etablierte Praxis aufwarfen und zu deren Bestätigung oder zu Änderungen führten. Auf diese Art und Weise bleiben auch die Erfahrungen derjenigen Militärs im Blickfeld, die, beispielsweise als Zensuroffiziere, ganz praktisch mit den Medienvertretern interagierten.

Dieses Projekt ist Teil eines größeren DFG-Projektes, das die Militär-Medien-Beziehungen des 20. Jahrhunderts in verschiedenen Ländern untersucht. Die Dissertation wird betreut durch Prof. Dr. Ute Daniel, Braunschweig.

Christian Götter
C.Goetter@TU-BS.de

Des Teufels Offiziere? Denk- und Deutungsmuster von Soldaten der Waffen-SS (Examensarbeit)

Von Frederik Müllers

„Ich habe den Nationalsozialismus [...] als Religion, als mein Leben eingatmet. Ich habe erkannt, dass das das einzig richtige

Leben ist für unser Volk, dass sonst unsere Kultur zum Teufel geht.“

Geradezu prototypisch scheint der SS-Offizier Kurt Meyer mit diesen Worten nicht

nur sich selbst, sondern die Angehörigen der Waffen-SS insgesamt zu charakterisieren. So spiegelt das Zitat wider, wofür diese Organisation in der Retrospektive steht: Die Verkörperung des fanatischen Nationalsozialismus, deren Angehörige als ideologisierte, „weltanschauliche“ Soldaten des „Führers“ zum Inbegriff des nationalsozialistischen Terrors in Europa avancierten.

Dabei erlaubte es die Quellenlage bislang kaum, die fast 600.000 Angehörigen dieser NS-Formation in den Blick zu nehmen. Dennoch zog die Forschung von einzelnen exponierten Personen wie Kurt Meyer mentalitätshistorische Rückschlüsse auf die Truppe selbst, ohne dies empirisch belegen zu können.

Bezeichnend ist auch, dass zwar zahlreiche, auch jüngere, Studien zu den Soldaten der Wehrmacht existieren, die Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg jedoch von nur einem Autor maßgeblich behandelt wurde: dem Franzosen Jean-Luc Leleu, dessen Werk einer Übersetzung harret. Doch selbst Leleu ist aufgrund der Quellenproblematik nicht in der Lage, Fragen nach Denk- und Deutungsmustern von Angehörigen der Waffen-SS im Krieg zu beantworten, da man, um solch individuelle Ansätze zu verfolgen, bisher auf Ego-Dokumente wie Tagebücher, Briefe oder Autobiografien angewiesen war, die problematische Quellen darstellen, da sie durch ihren selektiven und retrospektiven Charakter nur einen verzerrten Blick auf zeitgenössische Weltbilder eröffnen.

Nun steht jedoch ein Quellenbestand zur Verfügung, der neue Erkenntnisse verspricht. Dieser Fundus aus den Washingtoner *National Archives* gewährt tiefe Einblicke in die Gedankenwelt von Angehörigen der Wehrmacht und Waffen-SS während des Krieges. Die Akten stammen aus dem amerikanischen Verhörlager Fort Hunt (Virginia), welches das US-Militär im Frühjahr 1942 eingerichtet hatte, um von ausgewählten deutschen Kriegsgefangenen nachrichtendienstliche Informationen zu gewinnen. Dafür internierte die US Army knapp dreitausend deutsche Soldaten, darunter über einhundert Angehörige der Waffen-SS, zwanzig von ihnen Offiziere. Die Gefangenen wurden nicht nur verhört, sondern über versteckte Mikrophone in ihren Zellen systematisch belauscht. Zu jedem dieser Gefan-

genen fertigte man Personalakten an, die umfangreiche und sehr aufschlussreiche Informationen bieten.

In der Regel finden sich in den Akten der Gefangenen Formblätter zum biografischen Hintergrund, so genannte Morale Questionnaires (hierbei handelt es sich um standardisierte Vernehmungsberichte zur politischen Haltung der Gefangenen), Verhörprotokolle zu allgemeinen und speziellen Fragen und schließlich Abhörprotokolle – Mitschriften von Gesprächen der Gefangenen untereinander, welche aus den Lauschangriffen auf ihre Zellen resultierten.

Der größte Vorteil dieser einzigartigen Quellen liegt darin, dass enorme Offenheit die protokollierten Gespräche prägt: in der vermeintlichen Privatsphäre der Zellen sprachen deren Insassen ohne Hemmung auch über sensible Themen. Dadurch ermöglicht der Aktenbestand eine nahezu ungefilterte und, angesichts seines Umfangs und Detailreichtums, erstmals auch empirische Analyse der Denkmuster und des Selbstbildes der deutschen Streitkräfte im Zweiten Weltkrieg. Darüber hinaus bieten die Akten aus Fort Hunt die einmalige Möglichkeit, auf empirischer Basis festzustellen, ob und in welchem Maßstab es Unterschiede in den Perzeptionsmustern von Angehörigen der Wehrmacht und Waffen-SS gab. Diese Leitfrage soll Gegenstand der Examensarbeit sein, welche sich aufgrund ihres recht knappen Umfangs den zwanzig inhaftierten SS-Männern in Offiziersrängen widmet.

Da die Waffen-SS eine Landstreitmacht war, bietet sich für eine solche Untersuchung an, das Heer als Vergleichsmaßstab heranzuziehen. Um die Variablen einer solchen Gegenüberstellung zu minimieren, muss eine weitgehend homogene Stichprobe als Sample ausgewählt werden, insbesondere die Geburtsjahre sollten weitestgehend Kongruenz aufweisen.

Welche inhaltlichen Aspekte in der mentalitätshistorischen Analyse im Vordergrund stehen, kann und muss induktiv während der Erschließung des Quellenmaterials festgelegt werden. Erste Sichtungen offenbaren bereits eine große Vielzahl von Möglichkeiten. So bietet es sich aufgrund der hohen Frequenz an, die Haltung der einzelnen Soldaten zur Person Adolf Hitlers zu untersuchen, aber auch Ausführungen zum weite-

ren Kriegsverlauf sind zahl- und aufschlussreich. Viel versprechend erscheint darüber die Thematisierung von deutschen Kriegsverbrechen.

Auf diesem Wege soll die Examensarbeit das lückenhafte Bild dieser „nationalsozialistischen Elite“ um neue Facetten bereichern, die bisher in der Forschung vernachlässigt

wurden, zum Verständnis der Waffen-SS als „nationalsozialistische Elite“ jedoch unabdingbar sind. Die Arbeit wird von Prof. Sönke Neitzel, Universität Mainz, betreut.

Frederik Müllers
frederikmuellers@hotmail.com

Militärgerichtsbarkeit im Deutschen Kaiserreich 1871-1918 (Dissertation)

Von Helmut Rübsam

Nach der Gründung des deutschen Kaiserreiches 1871 wurde aus den Armeen der einzelnen Bundesstaaten ein kaiserliches Kontingentsheer gebildet. Dieses „Reichsheer“ bestand aus 18 Armeekorps und die Gesetzgebungskompetenz in militärischen Angelegenheiten lag beim Deutschen Reich. So wurde 1872 ein einheitliches Militärstrafgesetzbuch (MStGB) als Kombination aus preußischem und bayerischem Recht erlassen. Die Militärjustiz – eine reichsgesetzlich geregelte Sondergerichtsbarkeit ausschließlich für Personen des Soldatenstandes – bildete mit ihren eigenen Gerichten sowie speziellem Militärstraf- und Verfahrensrecht einen eigenen Komplex innerhalb der Militärverwaltung. Bei der Militärstrafprozessordnung dauerte der Vorgang der Neugestaltung bis 1898, solange nutzten die Mitgliedsstaaten ihre eigenen Militärstrafprozessordnungen. Es erfolgte eine Einteilung in eine niedere und eine höhere Gerichtsbarkeit. Für Strafsachen der niederen Gerichtsbarkeit, die sich auf Mannschaften und Unteroffiziere erstreckte, waren die Standgerichte zuständig. Die niedere Gerichtsbarkeit umfasste militärische Vergehen und Übertretungen, die nur mit Arrest bestraft wurden, soweit nicht eine Ehrenstrafe zu erwarten war. Alle übrigen strafbaren Handlungen unterlagen der höheren Gerichtsbarkeit.

Mit der Militärstrafgerichtsordnung (MStGO) hatten die Militärjuristen zum ersten Mal die Möglichkeit an der Urteilsfindung mitzuwirken. Zwar führte bei allen Gerichten (auch beim Reichsmilitärgericht) ein Offizier den Vorsitz, aber die Verhandlungsleitung lag beim dienstältesten Kriegsgerichtsrat bzw. beim Senatspräsidenten. Die Militärjuristen wurden nur in der höheren Gerichtsbarkeit eingesetzt. Bei der niede-

ren Gerichtsbarkeit standen den Gerichtsherren an Stelle der Kriegsgerichtsräte sogenannte Gerichtsoffiziere zur Seite.

Das Reichsmilitärgericht (RMG) wurde aufgrund der MStGO vom 1. Dezember 1898 am 1. Oktober 1900 in Berlin errichtet. Es war eine permanente Einrichtung über den militärischen Standgerichten und Oberkriegsgerichten und es war somit die letzte Instanz der deutschen Militärgerichte. Beim RMG wurden als ständige Spruchkörper Senate gebildet. Die Senate bestanden jeweils aus einem Senatspräsidenten und der erforderlichen Anzahl von Räten und Offizieren. Der RMG entschied sowohl über Einzelfälle als auch Grundsatzurteile. Der ranghöchste Offizier war immer der Vorsitzende des Senats.

Durch die MStGO wurde eine neue Gerichtsorganisation geschaffen, deren wichtigstes Merkmal die Einführung eines Instanzenzuges war. Angefochtene Urteile konnten nunmehr im höheren Rechtszug durch ein Gericht überprüft werden. Dies bedeutete eine höhere Rechtsgarantie für den Angeklagten.

Bayern verzichtete auf sein bayerisches oberstes Landesmilitärgericht und bekam dadurch einen besonderen Senat im RMG für sein Heer zuerkannt. Dessen Mitglieder wurden vom bayerischen König ernannt. Der bayerische Senat war für diejenigen Fälle zuständig, welche Urteile, Entscheidungen und Verfügungen eines bayerischen Militärgerichts oder bayerischen Gerichtsherrn zum Gegenstand hatten. Von den 3 Senaten des RMGs war der bayerische der mit der geringsten Anzahl an Fällen. Dies ergab sich daraus, dass die bayerische Armee vor dem Ersten Weltkrieg aus nur 3 Armeekorps bestand, während die beiden anderen Senate

für 20 Armeekorps, die kaiserliche Marine und die Schutztruppen in den Kolonien zuständig waren. Das RMG war mit 3 regulären Senaten ein relativ kleines Gericht.

Zu der „normalen“ Militärgerichtsbarkeit mit ihren Vergehen (Fahnenflucht, Selbstverstümmelung, Totschlag usw.) und Strafformen (Arrest, Gefängnis, Zuchthaus oder Todesstrafe), kam noch die Ehrengerichtsbarkeit hinzu.

Die Ehrengerichtsbarkeit stellte mit ihrem umfassenden Katalog von negativen und oft sehr allgemein gehaltenen Umschreibungen einer idealen Haltung und Gesinnung des Offiziers ein Normensystem dar, dass dem Offizier so gut wie keine private Existenz ließ.

Dabei trat für die Entscheidungen ein Ehrenrat aus Offizieren zusammen. In Duellangelegenheiten sollte der Ehrenrat einen gütlichen Ausgleich anstreben.

Kaiser Wilhelm I. berief 1872 eine Kommission ins Leben, damit diese die ehrengerichtlichen Bestimmungen von 1843 überarbeitete. Der Einfluss der Ehrengerichte vor einem Duell wurde danach noch weiter eingeschränkt. Dieser Ehrenrat war ab diesem Zeitpunkt nur noch ein Hilfsorgan des Kommandeurs. Nach Abschluss der Untersuchungen des Ehrenrats berief der Kommandeur das Ehrengericht ein. Die Ehrengerichte hatten nach der neuen Verordnung einerseits die Aufgaben, Offiziere deren Benehmen nicht dem des Offizierstandes entsprach oder die nicht das richtige Ehrgefühl besaßen, auf diesen Missstand aufmerksam zu machen und nötigenfalls aus dem Dienst zu entfernen und andererseits Offiziere von unbegründeten Verdächtigungen ihrer Ehrenhaftigkeit zu befreien, insofern andere standesgemäße Wege hierzu nicht vorhanden waren.

Der Spruch des Ehrengerichtes konnte dann lauten: *Freispruch, Schuldig, aber der Beschuldigte wurde im Dienst belassen, Schuldig und Entlassung aus dem Dienst mit schlichtem Abschied, Schuldig und unehrenhafte Entlassung.*

Aus der heutigen Sicht können manche Ehrengerichtsverfahren eher belustigend wirken, da das angezeigte Verhalten nicht

mehr oder kaum noch ehrverletzend empfunden wird. Aber trotzdem spielt die Ehrengerichtsbarkeit eine wichtige Rolle in der eigentlichen Militärgerichtsbarkeit.

Zum Thema „Militärgerichtsbarkeit“ gibt es noch keine allgemeine Abhandlung. Es werden aber einzelne Aspekte, wie z.B. Reichsmilitärgericht oder Militärstrafgerichtsordnung in zahlreichen Büchern behandelt. In dem Dissertationsprojekt sollen mehrere Bereiche untersucht werden:

- 1) Wie wurde die Vereinheitlichung der Militärgerichtsbarkeit im deutschen Kaiserreich in den Einzelstaaten vor allem Bayern, Sachsen und Württemberg aufgenommen und umgesetzt?
- 2) Wurde die Militärgerichtsbarkeit auch auf Zivilpersonen im Kaiserreich und den Kolonien angewendet?
- 3) Wurde das damals geltende Völkerrecht von Deutschland bei Strafexpeditionen (z.B. Boxeraufstand) bzw. Kolonialkriegen (z.B. Herero-Aufstand) bzw. dann im Ersten Weltkrieg beachtet?
- 4) Wurde die Militärgerichtsbarkeit während der Kaiserzeit in irgendeine Art und Weise reformiert?
- 5) Sind Unterschiede zwischen Urteilen von Militärgerichten vor und während des Ersten Weltkrieges erkennbar? Wann ist es zu einer Verschärfung der Militärgerichtsbarkeit in Deutschland gekommen?
- 6) Wie war die Militärgerichtsbarkeit in Österreich-Ungarn und Großbritannien geregelt?

Die Hauptquellen sind in mehreren Archiven (Bundesarchiv Berlin, Bundarchiv-Militärarchiv Freiburg im Breisgau, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bayerisches Kriegsarchiv München, Hauptstaatsarchiv Dresden) verteilt. Des Weiteren sind noch Memoiren, Feldpostbriefe und Gesetzestexte Quellen für diese Doktorarbeit.

Das Dissertationsprojekt wird von Prof. Dr. Sönke Neitzel (Johannes Gutenberg Universität Mainz) betreut.

Helmut Rübsam
Helmut.Ruebsam@t-online.de

Im Dienste seiner Majestät: Netzwerke im preußischen Offizierkorps 1713-1786 (Dissertation)*Von Carmen Winkel*

Das preußische Offizierkorps gehört zweifellos zu den traditionellen Untersuchungsgegenständen der Militärgeschichte. Fasst man die zentralen Ergebnisse der älteren Forschung zusammen, ergibt sich folgendes Bild: der einheimische Adel konnte erfolgreich – wenn auch unter anfänglichen Schwierigkeiten – in die Armee eingebunden werden. Dem König gelang dies durch Gewährung umfangreicher Privilegien für den Adel, mit deren Hilfe er sich ein „monarchisiertes“ (Manfred Messerschmidt) und loyales Offizierkorps schuf. Alles in allem entstand das festgefügte Bild vom König und „seinen“ Offizieren. Die soziale Praxis der vielbeschworenen Einbindung des preußischen Adels in das Offizierkorps unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. stellt aber bis heute ein Desiderat der Forschung dar. Angesichts der quantitativen Entwicklung des Korps drängt sich die Frage auf, wie es den preußischen Monarchen zwischen 1713 und 1786 gelungen ist, ein mehrere tausend Köpfe zählendes Offizierkorps zu rekrutieren, das sich fast ausschließlich aus dem heimischen Adel zusammensetzte. Im Mittelpunkt der Untersuchung soll daher die soziale Praxis der Rekrutierung der preußischen militärischen Elite stehen. Dass sich die Offiziere zwar fast ausschließlich aus dem Adel und damit aus der gesellschaftlichen Führungsschicht rekrutierten, ist in der Forschung hinlänglich bekannt und doch erklärt dieser Umstand nicht, wie es zur Einbindung des Adels in das Offizierkorps gekommen ist. Die Netzwerkforschung hat darauf hingewiesen, dass sich Führungsgruppen zwar aus bestimmten gesellschaftlichen Gruppen – hier dem Adel – rekrutieren, dies aber für die Konstitution und innere Kohärenz der Führungsgruppen weniger relevant ist als die soziale Verflechtung der Mitglieder untereinander (Wolfgang Reinhard).

Die Bedeutung der Netzwerke für Rekrutierung und Karrieren in der frühmodernen Verwaltung und im Heer wird von der Forschung immer wieder betont, doch fehlen insbesondere für das preußische Heer entsprechende Untersuchungen. Über die „so-

ziale Mechanik“ innerhalb des Offizierkorps, also die Frage nach Rekrutierungswegen, Karriereverläufen und der Ausgestaltung personeller Netzwerke ist kaum etwas bekannt. An bestimmten institutionellen „Knotenpunkten“ von Netzwerken sollen diese rekonstruiert und analysiert werden.

Erstens soll generell die Beziehung zwischen König und Offizieren untersucht werden. Preußen gilt bis heute als das Paradebeispiel für die nahezu vollständige Einbindung des Adels in das Offizierkorps. Vor diesem Hintergrund soll das System Militär als gesellschaftlicher Raum, in dem Status, Prestige und Karrierechancen inszeniert, erworben und verteilt wurden, zu betrachten sein.

Zweitens ist dabei nach der sozialen Binnenstruktur der Regimenter zu fragen. Wie rekrutierten die fast ausnahmslos adligen Regimentschefs – in deren Händen die personelle und wirtschaftliche Verwaltung der Einheiten lag – den Offiziersnachwuchs? Welchen Stellenwert nahmen hier die familiären Netzwerke der adligen Offiziere ein? Drittens wird der Fokus auf der Interdependenz zwischen der Vergabe von Offizierspatenten an Reichsfürsten und der Außenpolitik der preußischen Monarchen liegen. Besonders unter Friedrich II. nahm die Zahl auswärtiger Reichsfürsten im Heer deutlich zu. Welche Rolle spielte der Dienst für den „roi de prusse“ für die Bindung an denselben? Konnte damit wirklich politische Loyalität generiert werden, wie die ältere Forschung immer wieder betonte?

Viertens werden die Vernetzungen der Offiziere außerhalb des Systems Militär in den Blick genommen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden zahlreiche Freimaurerlogen die einen beachtlichen Anteil von Offizieren in ihren Reihen aufwiesen bzw. als reine Militärlogen gegründet wurden. Die Logen entstanden in ganz Europa und konnten den international vernetzten Offizieren daher wichtige Beziehungen vermitteln. Inwieweit konnten die hier geknüpften Beziehungen für eine Karriere im Militär genutzt werden?

Methodisch basiert die Arbeit auf kulturgeschichtlichen Fragestellungen, sollen doch die handelnden Akteure und ihre Interessen in den Blick genommen und mit den Instrumenten der Netzwerk- und Patronageforschung untersucht werden. Nicht zuletzt versteht sich die Untersuchung als Beitrag zu der seit langem postulierten „neuen“ Militärgeschichte, die neben den vielfältigen Wechselwirkungen von Militär und Gesellschaft auch die Bedeutung und Ausgestal-

tung des Systems Militär betrachtet, das letztendlich immer ein Spiegelbild der sozialen und politischen Verfassung einer Gesellschaft war.

Die Dissertation wird von Prof. Dr. Ralf Prüve, Universität Potsdam, Lehrstuhl für Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt betreut und seit 2008 von der DFG finanziert.

Carmen Winkel
cwinkel@uni-potsdam.de

HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN UND FORSCHUNGSBERICHTE

„Militärgeschichte ausstellen“ am Beispiel der Neukonzeption des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden

Von Gorch Pieken, Wissenschaftlicher Leiter MHM

Mit dem Militärhistorischen Museum der Bundeswehr (MHM) entsteht im Norden Dresdens derzeit das größte Museum der Stadt und das größte militärgeschichtliche Museum in der Bundesrepublik Deutschland.

Die Sammlung des MHM blickt auf eine mehr als 110-jährige wechselvolle Geschichte zurück. Seit 1897 beherbergte das ehemalige Arsenalhauptgebäude im Zentrum der Dresdner Albertstadt nacheinander die Königliche Arsenalsammlung, das Königlich Sächsische Armeemuseum, das Sächsische Armeemuseum, das Heeresmuseum der Wehrmacht (ab 1942: Armeemuseum) und ab 1972 das Armeemuseum der DDR. Sieben Monate vor der deutschen Einheit wurde das Museum in „Militärhistorisches Museum Dresden“ umbenannt. Mit der deutschen Einheit übernahm die Bundeswehr Material und Liegenschaften der NVA, darunter auch das zentrale Armeemuseum der Nationalen Volksarmee in Dresden. Durch den Erlass zur „Konzeption für das Museumswesen in der Bundeswehr“ vom 14. Juni 1994 des Bundesministers der Verteidigung erhielt das MHM die Funktion eines Leitmuseums im Museums- und Sammlungsverbund der Bundeswehr.¹

Die Geschichte der militärhistorischen Museen und ihrer Vorgängerinstitutionen beginnt bei den Zeughäusern und ihren Trophäensammlungen, aus denen Ruheshallen wurden und Armeemuseen mit star-

ker nationaler Prägung: Orte militärischer Leistungsschauen mit Bildern vom braven Sterben in glorreichen Kriegen, Hallen für technische Sammlungen und patriotische Heilsgeschichten. Kritische Reflexionen auf die selbstgewählte Perspektive hatten dort keinen Platz.

Mit dem Erlass des Bundesverteidigungsministers stellte sich die grundsätzliche Frage, in welcher Form und mit welchen Inhalten man in der Bundesrepublik Deutschland Militärgeschichte ausstellen kann. Denn 40 Jahre lang war man offensichtlich gut ohne ein großes, zentrales Militärmuseum ausgekommen. Militär und Militärgeschichte galten lange Zeit für viele Menschen in den alten Bundesländern bestenfalls als ein interessantes Randthema, das quasi außerhalb der Gesellschaft stattfand und das von einem großen, wenn nicht gar überwiegenden Teil der Bevölkerung mit Skepsis und Ablehnung betrachtet wurde.

Einen aufschlussreichen Einblick in die Stimmungslage der Nation zum Thema „Militär“ bot in den 1980er und 1990er Jahren der Proustsche Fragebogen des FAZ-Magazins.² In diesem gab es eine einzige Frage zur Militärgeschichte, die, nach Ansicht der meisten Befragten, nicht mehr wirklich in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts passte. Die Auswertung der insgesamt 1008 Fragebögen vom ersten Heft 1980 bis zur Einstellung des Magazins 1999 ergab ein eindeutiges Bild. Auf die Frage „Welche

militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?“ erhielt der Leser nur in den seltensten Fällen eine Antwort mit ernst gemeinten militärhistorischen Bezügen. Die mit 30 Mal am häufigsten gegebene Antwort dieser Art bezog sich auf die Landung der Alliierten in der Normandie und die damit verbundene Befreiung von der NS-Diktatur - zuzüglich der drei Antworten, die dem Kampf der Roten Armee um Berlin einen vergleichbaren Stellenwert wie dem D-Day beimaßen. 148 Antworten bezogen sich auf militärische Leistungen, die einer Befreiung oder dem Widerstand galten. 22 Mal wurde die Befreiung vom Faschismus bzw. der Sieg über Hitlerdeutschland genannt, 15 Mal der Aufstand im Warschauer Ghetto, neun Mal die Verteidigung von Leningrad und sechs Mal der Sieg des Vietcong.

Einzelne Schlachten oder Beispiele klassischer Operationsgeschichte wurden nur 109 Mal genannt und dies vorwiegend von Berufshistorikern, Soldaten und Politikern. Mit weitem Abstand vorn liegt die berühmte antike Schlacht bei den Thermopylen und Hannibals Zug über die Alpen (erstere von acht Befragten angegeben, letzterer von 27 Befragten). Es hat den Anschein, dass es bis auf den insgesamt 15 Mal genannten israelischen Sechs-Tage-Krieg und die von elf Befragten angeführte Befreiungsaktion von Entebbe³ keine bewundernswerten rein militärischen Verdienste der Gegenwart gebe und dass militärische Leistungen durch das 20. Jahrhundert per se fragwürdig geworden seien. Friedenserzwingende und friedensbewahrende Maßnahmen, wie etwa die SFOR-, IFOR- oder KFOR-Einsätze oder der Kosovokrieg, finden gar nicht oder kaum Erwähnung (lediglich fünf Mal). In den 1980er Jahren des Kalten Krieges wurden Abrüstungsbemühungen zwischen den militärischen Blöcken 22 Mal als bewundernswerte militärische Leistung präferiert. Die Bundeswehr oder gar der Staatsbürger in Uniform finden sich in den Antworten nicht wieder.

Die mit 389 Antworten bei weitem größte Gruppe lehnt alles Militärische strikt ab. Der Schriftsteller Hermann Burger stellte 1983 die Gegenfrage: „Welche tödliche Krankheit möchten Sie am liebsten haben?“ und die Tagesthemenmoderatorin Gabi Bauer re-tournierte 1998: „Ich würde bewundern,

wenn Sie diese überkommene Frage bald mal streichen würden.“ Weitere 38 Befragte verweigerten jegliche Antwort. 154 Fragebogen-Ausfüller gaben ihrer Antwort eine humoristische Richtung. Etwa der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt, der auf die Frage nach den bewundernswerten militärischen Leistungen 1981 zur Antwort gab: „Meine Ehe, die jetzt schon länger dauert als der Dreißigjährige Krieg.“ Oder Fernsehkoch Vincent Klink 1996: „Keine, außer Huhn Marengo.“⁴ Zählt man alles zusammen, so äußert sich der überwiegende Teil der 1008 Befragten ablehnend oder desinteressiert gegenüber allem Militärischen und Militärhistorischen.

Dieses Bild änderte sich zumindest in Bezug auf die eigenen nationalen Streitkräfte bereits in den 1990er Jahren. Als „Armee der Einheit“ erreichte die Bundeswehr gerade auch vor dem Hintergrund humanitärer und friedenserhaltender Einsätze große Zustimmung und hohes Ansehen in großen Teilen der Bevölkerung. Gleichzeitig wurde und wird aber von Politikern aller Parteien und von den Soldaten selbst eine mangelnde Anteilnahme an den Problemen der Bundeswehr und am Einsatzalltag der Soldaten festgestellt und beklagt. Dieses „freundliche Desinteresse“ weiter Teile der Bevölkerung gegenüber der Bundeswehr steht im Gegensatz zu der Bedeutung, die das Thema globaler militärischer Herausforderungen und Konfrontationen unter Beteiligung deutscher Streitkräfte in der öffentlichen Diskussion inzwischen einnimmt.

Als ein wichtiges Forum der öffentlichen Auseinandersetzung mit Militär und Militärgeschichte versteht sich das MHM. Auf Grundlage einer historisch-kritischen Spurensuche bietet es Raum, um über aktuelle politisch-militärische Entwicklungen fachkundig und kontrovers zu diskutieren. Das neue MHM soll über deutsche Militärgeschichte informieren, zu Fragen anregen und verschiedene Sichtweisen anbieten. Das MHM wird ein Museum ohne Pathos sein, das sich bemüht, geschichtliche Besinnung mit kritischer Auseinandersetzung und Wertung zu verbinden. Es wird weniger ein Haus der Sinnstiftung als der Denkstiftung werden. Das neue MHM versteht sich nicht primär als Technikmuseum, sondern als ein historisches Museum, das mit den Fragestel-

lungen einer modernen Militärgeschichte nicht nur Fachleute und technikinteressierte Laien, sondern ein breites Publikum erreichen möchte.

Mit dieser Zielsetzung versucht das MHM, inhaltlich und baulich neue Wege zu beschreiten. Eine Expertenkommission aus Wissenschaftlern und Museumsfachleuten erarbeitete 2001 ein Rahmenkonzept für die Neukonzeption der Dauerausstellung. Mit der Grundsanierung des Altbaus, - einer dreiflügligen Anlage der Semper-Schule - und einem Erweiterungsbau wurde nach einem internationalen Wettbewerb der amerikanische Architekt Daniel Libeskind beauftragt. Der von Libeskind entworfene keilförmige, asymmetrische Neubau durchdringt den massiven, militärisch streng gegliederten Altbau. Die neue Architektur stellt einen Einschnitt in das Gebäude dar, wodurch nicht nur seine äußere Gestalt, sondern auch das innere Raumgefüge grundlegend verändert wird. „Der neue Baukörper kontrastiert innen und außen in Form und Charakter deutlich mit dem vorhandenen.“⁵ Der Neubau ergänzt die horizontalen, durch ein Säulenraster gegliederten Flügel des Arsenal mit vertikalen, geschossübergreifenden Sälen und schafft damit Platz für große und sperrige Schwerexponate. Der Raum folgt hier der Funktion. Und gleichzeitig sind auf diesen inhaltliche Codierungen übertragen, die das Gebäude zum ersten und größten Exponat der Ausstellung machen. Der Keil wird zum Gewaltinstrument, der das Arsenal zerschneidet, zum Stachel, zum Zeichen für Krieg und Schmerz, zum Kontrapunkt des Arsenal, der Krieg nicht anerkennt, sondern in Frage stellt. Bei der Planung des Neubaus ging es nicht darum, ein Gebäude zu errichten, bei dem es nur auf die Zahl der Quadratmeter ankommt, sondern hier war entscheidend, dass die Architektur zum symbolischen Ausdruck unserer Geschichte wird.

Im Rahmen dieses Um- und Neubaus war nicht nur die architektonische Gestalt des Museums neu zu bestimmen, sondern auch eine zeitgemäße und an den neuen Fragestellungen einer modernen Militärgeschichte orientierte Neukonzeption der Dauerausstellung zu entwickeln.

In Anlehnung an die grundlegende Definition von Militärgeschichte, wie sie Rainer

Wohlfeil bereits Ende der 1960er Jahre formuliert hat, „fragt diese Disziplin der Geschichtswissenschaft nach der bewaffneten Macht als Instrument und Mittel der Politik und befasst sich mit dem Problem ihrer Führung in Krieg und Frieden. Im Krieg sieht sie jedoch nicht nur eine rein militärische Angelegenheit, sondern stellt ihn hinein in die allgemeine Geschichte [...]. Die Militärgeschichte untersucht weiterhin das Militär nicht nur als Institution, sondern als Faktor wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und des gesamten öffentlichen Lebens. Nicht zuletzt beschäftigt sie sich mit der bewaffneten Macht als politischer Kraft. Im Mittelpunkt der Militärgeschichte aber steht - analog zum Ziel der allgemeinen historischen Wissenschaft, den Menschen und seinen Wirkungskreis zu erforschen - der Soldat in allen seinen Lebensbereichen“.⁶

Gerade diese Zielsetzung hat der Militärgeschichte seit den 1990er Jahren weitere Erkenntnishorizonte eröffnet. In ihrem Mittelpunkt steht die Forderung, „Militärgeschichte auch als historische Soziologie organisierter Gewaltverhältnisse“ zu begreifen. „Ausgehend von der institutionalisierten Gewaltbefugnis des Militärs (lat. *potestas*) eröffnet sich eine Perspektive auf die durch die Gruppe oder den Einzelnen ausgeübte oder erlittene Gewaltsamkeit (lat. *violentia*). Ihre Grundlage bildet dabei die dem Individuum innewohnende oder ihm durch die Verwendung von Hilfsmitteln zuwachsende Gewalt (lat. *vis*).“⁷

Historische Prozesse münden in die Gegenwart und erst diese gibt der Geschichte ihren Atem und ihre Antworten. Und umgekehrt bedarf es der geschichtlichen Erinnerung, um Fragestellungen und Probleme der Gegenwart besser erklären und einordnen zu können. Will man das Kriegspotenzial unserer Welt ein wenig mehr verstehen, um es hinterfragen und vielleicht sogar überwinden zu können, muss man sich den Ursachen und dem Wesen jenes Gewalt-„Anteils“ zuwenden, der in uns selbst und allen anderen Menschen in allen bekannten Gesellschaftsordnungen zu allen Zeiten enthalten war und ist. So verstanden, ist Krieg nur eine Erscheinungsform der Gewalt. Und das Militär ist lediglich die berühmte Spitze des Eisberges, dessen Schwerpunkt weit unterhalb der Wasserlinie im Bereich der Anth-

ropologie und Kulturgeschichte des Menschen liegt.

Das MHM wird nicht nur thematisch, sondern auch auf der Ebene der Vermittlung neue Wege beschreiten und einige ausgetretene Trampelpfade musealer Präsentationen verlassen.

Die zukünftigen Besucherinnen und Besucher werden im MHM zwei Museen in einem vorfinden, die räumlich und methodisch klar von einander unterschieden sind. Zum einen den klassischen chronologischen Rundgang, die nach Daten sortierte Zeitreise in den Flügeln des historischen Arsenalgebäudes und den thematischen Querschnitt, den Themenparcours im Neubau von Daniel Libeskind.

In der „Chronologie“ soll das Verhältnis von Militär und Gesellschaft in Deutschland präsentiert werden und dies vor dem Hintergrund der allgemeinen Geschichte im Wandel der Epochen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Eine historische Ausstellung lebt von der Abfolge der Ereignisse und der Sprache der Dinge. Obwohl Staatsaktionen und Kriege den Hauptpfad bilden, gelingt es, die Entgegensetzung von Alltags- und politischer Geschichte zu überwinden. Die Chronologie ermöglicht eine Annäherung an das komplexe und umfassende Phänomen „militärische Gewalt“ und seine besondere Ausprägung „Krieg“. Das MHM erweitert das Thema bis hin zu einer Sozialgeschichte der militärischen Gewalt. Diese wird durch immer wieder aufgegriffene Leitthemen wie „Gesichter des Krieges“, „Verwundung und Tod“, die „Waffe als Arbeitsgerät“, „Soldatenalltag“ sowie „Erinnerung an Krieg“ behandelt.

Im Themenparcours gibt nicht die Chronologie die Erzählrichtung vor, sondern hier werden die Exponate in ihre größeren Sinn-, Erfahrungs- und Funktionszusammenhänge gestellt. Der Themenparcours im Libeskind-Keil konzentriert sich auf die Nennung großer Fragestellungen und lässt Raum für Spezialthemen, die überraschende Einblicke in die Militärgeschichte ermöglichen. Hier finden die Besucher verschiedene Arten von Erzählungen in ungewöhnlicher Präsentation. Anders als in der Chronologie, wo die Ausstellungsgestaltung eine weitgehend neutrale Folie für die Objektpräsentation bildet, mischt sich hier der raumbildende

Ausbau ein. Die Raumgestaltung entwickelt Plotstrukturen und eindringliche Assoziationskontexte. Mittels Collagen aus audiovisuellen Medien werden Klang- und Bildräume geschaffen. In sechs geschossübergreifenden prismenartigen Ausstellungsschächten, die Daniel Libeskind „vertikale Vitrinen“ nennt, werden Exponate im Raum installiert, wie zum Beispiel Karussellgondeln von Jahrmärkten aus den 1950er Jahren, kleine Miniaturpanzer, -raketenwerfer und -flugzeuge mit Miniaturbewaffnung, wenn man so möchte, eine Vorform moderner Ego-Shooter aus dem Krieg im Kinderzimmer heutiger Zeit. Die 18 Meter tiefe Vertikale Vitrine wird durch einen Laufsteg überbrückt. Eine Brüstungsvitrine am Geländer nimmt Exponate zur Evolutionsgeschichte des Kriegsspielzeuges auf. Am Ende des Laufstegs ist nur noch ein einziges Exponat ausgestellt, die Puppenstube eines englischen Mädchens aus dem Jahre 1944. Das Mädchen lebte in London und hatte ihre Puppenstube kriegstauglich gemacht, indem es die Fenster mit schwarzer Farbe verdunkelte, Gasbettchen für ihre Puppen aufbaute und einen Anderson-Shelter vor das Haus stellte. Spätestens an dieser Stelle wird aus Spiel Ernst. Der Laufsteg ragt hier in eine andere Museumshalle hinein, in der eine V2-Rakete des Zweiten Weltkrieges steht, die London und das kleine Mädchen mit seiner Puppenstube bedrohte.

Der Themenparcours beginnt im vierten Obergeschoss des Neubaus, mit einem Ausstellungsbereich zur Zerstörung Dresdens und anderer europäischer Städte im Zweiten Weltkrieg, der von Deutschland ausging und am Ende an seinen Ausgangspunkt zurückkehrte. Von hier gelangen die Besucher ins dritte Obergeschoss, das dem Thema „Krieg und Gedächtnis“ gewidmet ist. Im Zweiten Obergeschoss sind die Themen „Politik und Gewalt“ und „Militär und Gesellschaft“ verortet, - letzteres mit den Unterkapiteln „Militär und Sprache“, „Militär und Mode“, „Krieg und Spiel“ sowie „Militär und Musik“. Im ersten Obergeschoss werden die Themen „Leiden am Krieg“, „Formation der Körper“ und „Tiere beim Militär“ ausgestellt und im Erdgeschoss „Militär und Technologie“ sowie „Schutz und Zerstörung“. Schutzbauten aus verschiedenen Epochen stehen in diesem letzten Ausstel-

lungsbereich einem Geschosshagel mit großformatigen Bomben und Raketen aus dem 20. Jahrhundert gegenüber, der sich über mehrere Etagen des Gebäudes erstreckt. Am Ende steht die Atombombe. Mit ihrer potentiell totalen Zerstörungskapazität ist sie gewissermaßen die radikalste Ausformung des Krieges der Menschen gegen sich selbst. In einer Installation simuliert der in New York lebende Künstler Ingo Günther das Aufblitzen der 1945 über Hiroshima detonierten Atombombe. Durch ein in zufälliger Zeitabfolge ausgelöstes Blitzlicht werden die Schatten der Besucher für einige Sekunden auf einer Wand eingebrannt. Der Besucher wird in die Inszenierung der Ausstellung mit einbezogen und gleichzeitig entsteht eine überraschende Sinneswahrnehmung des eigenen Körpers, der sich von seinem Schatten löst.

Zentral für die neue Dauerausstellung ist ihr multiperspektivischer Ansatz. Feststehende Erwartungen werden hinterfragt, Blickwechsel ermöglichen einen neuen Blick auf komplexe militärhistorische und kulturgeschichtliche Fragestellungen. Offen, vielfältig und kontrastreich präsentiert sich ein Museum, das seine Besucher anregen möchte, einen eigenen Standpunkt zu suchen. Der Libeskind-Bau mit der neuen Dauerausstellung öffnet Denkräume für die Auseinandersetzung mit Militärgeschichte, für den gesellschaftlichen Diskurs über die Rolle von Krieg und Militär in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Militärhistorisches Museum der Bundeswehr
Olbrichtplatz 2 - 01099 Dresden

Da die Interimsausstellung des MHM am 12. September 2010 geschlossen wird und der Ter-

min für die Eröffnung der neuen Ausstellung noch nicht feststeht, wird an dieser Stelle von der üblichen Angabe von Preisen sowie Öffnungszeiten abgesehen.

Bitte informieren Sie sich über die Internetseite www.militaerhistorisches-museum.bundeswehr.de oder telefonisch unter 0351 / 823 28 03. (Red.)

¹ Vgl. zur Geschichte des Arsenal als Militärmuseum „100 Jahre Museum im Dresdner Arsenal (1897-1997). Eine Schrift zum Jubiläum“. Hrsg. vom Militärhistorischen Museum, Dresden 1997.

² Dieser Fragebogen mit 33 Fragen trägt den Namen des französischen Schriftstellers Marcel Proust (1871-1922), der ihn aber nicht entworfen hat. Im Alter von etwa 20 Jahren hatte Proust einen Fragebogen ausgefüllt, dem er selber den Titel «Marcel Proust par lui-même» («Marcel Proust über sich selbst») gab. Der Fragebogen war ein beliebtes Gesellschaftsspiel in den Pariser Salons.

³ Bei der Operation Entebbe handelte es sich um eine Geiselnbefreiung durch eine Spezialeinheit des israelischen Heeresnachrichtendienstes Aman auf dem Flughafen von Entebbe in Uganda am 4. Juli 1976.

⁴ Im Kampf um die Vorherrschaft in Italien schlug Napoleon in der Nähe des Dorfes Marengo am 14. Juni 1800 ein österreichisches Heer. Am Abend der Schlacht bereitete Napoleons Küchenchef Dunant dem Feldherrn ein Nachtstuhl zu. Weil er seinen ganzen Küchenwagen verloren hatte, schickte er Soldaten aus mit dem Befehl, irgend etwas Essbares herbeizuschaffen. Einer brachte ein Huhn, ein anderer Tomaten, ein dritter eine Handvoll Pilze, ein vierter Zwiebeln ... Daraus improvisierte Dunant ein köstliches Eintopfgericht, das Küchengeschichte machen sollte.

⁵ Libeskind, Daniel: *Beyond the Arsenal*, Broschüre, o.J., S. 6

⁶ Zit. in Konzeption für das Militärhistorische Museum vom 14. Dezember 2001, S. 2.

⁷ Konzeption für das Militärhistorische Museum vom 14. Dezember 2001, S. 2.

VERANSTALTUNGEN, TAGUNGSBERICHTE

Kolloquium zur Militärgeschichte für Nachwuchswissenschaftler/-innen

Veranstaltet vom Wissenschaftlichen Beirat zur Verleihung des Werner-Hahlweg-Preises, dem Deutschen Komitee für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges, dem Arbeitskreis Militärgeschichte und dem Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, 17. - 19. Mai 2010, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Von Takuma Melber

Um sich über ihre militärhistorisch ausgerichteten Arbeiten untereinander und mit

ausgewiesenen Experten der Militärgeschichte auszutauschen, tagten vom 17. bis

zum 19. Mai 2010 junge HistorikerInnen im Senatssaal der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Im Rahmen des Nachwuchskolloquiums, organisiert und veranstaltet vom Deutschen Komitee für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges, dem Arbeitskreis Militärgeschichte, dem Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit und vom Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung, vertreten durch den wissenschaftlichen Beirat zur Verleihung des Werner-Hahlweg-Preises, wurden diverse, en gros in einem Anfangsstadium ihrer Entstehung befindliche, Dissertationen vorgestellt. In den sich auf insgesamt sechs Panels verteilenden Vorträgen wurde dabei ein breites Themenspektrum der Militärgeschichte abgedeckt, nicht nur was die zeitliche und örtliche Fokussierung, sondern auch militär- und kulturhistorische Ansätze sowie interdisziplinäre Herangehensweisen anbelangt.

Zu Beginn der Tagung richtete sich der Blick der Diskutanten im von RAINER F. SCHMIDT (Würzburg) moderierten Panel „Biographische Perspektiven“ zunächst auf militärhistorisch relevante Akteure. CARMEN WINKEL (Potsdam) präsentierte einen für die Militärgeschichte überaus innovativen Ansatz der Netzwerkanalyse: Im Gegensatz zur älteren Forschung, welche die Rolle des preußischen Königs als zentrale Entscheidungsgewalt in der Auswahl seiner Offiziere betont, untersucht WINKEL das preußische Offizierskorps im 18. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der sozialen Beziehungen (Verwandtschaft, Freundschaft, Patronage, Landsmannschaft) der Akteure. Anhand von Fallbeispielen, unter anderem der Familien von Holtzendorff und Bondeli, verdeutlichte WINKEL, dass als Auswahlkriterien zum Eintritt in den preußischen Offiziersstand nicht etwa Leistung oder Eignung, sondern vielmehr verwandtschaftliche und familiäre, aber auch wirtschaftliche Interessen preußischer Adelliger die entscheidende Rolle spielten. Bildungen regelrechter preußischer Militärdynastien waren schließlich die Folge. CARMEN WINKEL räumte ein, dass die Zugehörigkeit zum Adel ein wesentliches Kriterium der Vorauswahl der Offiziere darstellte. Allerdings wies die Referentin darauf hin, dass die Standesunterschiede bei Weitem nicht so fest verankert waren, wie von

der traditionellen Forschung bislang angenommen. Man darf auf die Endergebnisse der sich vor allem auf Briefmaterial stützenden Studie CARMEN WINKELS gespannt sein, existieren für die Militärgeschichte zwar Gruppenbiografien, jedoch kaum Netzwerküberlegungen, die ganz neue Einblicke in das System Militär gewähren, wie PETER LIEB (Sandhurst) in seinem Kommentar betonte.

CHRISTIAN SENNE (Hamburg) und NIELS WEISE (Würzburg) zeigten anhand ihrer Beiträge, dass auch die biographische Perspektive traditioneller Form, nämlich die klassische Einzelbiographie, neue und durchaus gewinnbringende Erkenntnisse zu Tage fördert und den militärhistorischen Diskurs anregt. Anhand der Karriere Curt Ernst von Morgens, der unter anderem als Forschungsreisender im Hinterland Kamearuns, als Militärattaché in Konstantinopel und schließlich als General der Infanterie tätig war, verwies auch SENNE auf die Bedeutung von Netzwerken innerhalb der preußisch-deutschen Armee: So war die militärische Laufbahn und der schnelle Aufstieg von Morgens wesentlich durch die Vernetzung des Generals im militärischen System sowie die Protektion seines Vorgesetzten Eduard von Liebert bestimmt. Wie anhand des Beitrags von CHRISTIAN SENNE deutlich wurde, gelang es einem Netzwerk imperial denkender Offiziere im preußischen Heer durch Stellenbesetzungen im eigenen Sinne durchaus die imperial ausgerichtete Politik des nach Weltmacht strebenden Deutschen Kaiserreichs mitzugestalten, wengleich es im Offizierskorps der Schutztruppen keinen esprit de corps gegeben hat. Ferner setzte SENNE mit Blick auf die in der historischen Forschung diskutierte Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Etablierung von Kolonialgebieten im Zuge des Imperialismus und dem Emporkommen totalitärer Regime einen Gegenstandspunkt zur These Hannah Arendts^[1]: War und blieb von Morgen auch nach der Auflösung des Kaiserreichs ein bekennender Monarchist sowie ein vehementer Vertreter des Revisionismus und zeigte er eine gewisse Affinität zum völkischen Denken und einer autoritären Herrschaftsform auf, war von Morgen der nationalsozialistischen Bewegung nicht zugeneigt.

NIELS WEISE richtete den Fokus seines Vortrages auf die Zeit der nationalsozialistischen „Schutzhaft“ Theoder Eickes im Jahr 1933 und damit auf einen wenig beleuchteten Teilabschnitt des biografischen Werdegangs des SS-Obergruppenführers und Mitbegründers der Waffen-SS, der vor allem als zweiter Kommandant des Konzentrationslagers Dachau und KZ-Inspekteur traurige Berühmtheit erlangte. Unter Heranziehung des in der „Schutzhaftanstalt“ der Würzburger Psychiatrie 1933 angelegten Anamneseberichts schlug Weise die „Akte Eicke“ neu auf und stellte dabei die neu gewonnenen Erkenntnisse zum Führungsstil Heinrich Himmlers heraus: So wurde der damalige SS-Oberführer auf Anweisung des Reichsführers-SS und nicht etwa auf die des pfälzischen Gauleiters Josef Bürckel in die psychiatrische Anstalt eingewiesen. Ebenso war es Himmler, der die Entlassung Eickes veranlasste – primär, um eigene Probleme zu lösen, nämlich den lokalen Konflikt zwischen Bürckel und Eicke zu entschärfen, die gerade vakant gewordene Stelle der Leitung des Konzentrationslagers Dachau in der Person Eickes zu besetzen und im neuen Leiter des KZs Dachau, der seine Berufung als „letzte Bewährungschance“ verstand, das Gefühl einer gewissen Abhängigkeit sowie eine loyale Haltung hervorzurufen. Auch die Studie von NIELS WEISE ist somit vor allem im Rahmen des in diesem Panel diskutierten Netzwerkbegriffs zu verstehen und einzuordnen.

In der von ROLF-DIETER MÜLLER (Potsdam) geleiteten und VOLKER SCHMIDTCHEN (Bochum) kommentierten zweiten Sektion wandten sich FREDERIC GROSS (Tübingen) und JONATHAN ZIMMERLI (Bern) der „Schlacht als Analyseinstrument“ zu. GROSS stellte aus seinem Dissertationsprojekt zur literarischen Verarbeitung von Kriegserfahrungen im Siebenjährigen Krieg die am 1. Oktober 1756 zwischen preußischen und österreichischen Truppen ausgefochtene Schlacht bei Lobositz vor. Dabei stellte er die Frage nach Existenz und Reichweite soldatischer Tugenden und Normen mit besonderer Fokussierung der einfachen Soldaten im Angesicht militärischer Gefahr. GROSS zeigte auf, dass das militärische Tugend- und Wertesystem den Interaktionsrahmen der Akteure festlegte, wobei das Prinzip der Funktionalität die

oberste Prämisse bildete. War der preußische König für ein normgerechtes Verhalten seiner Soldaten zwar von großer Bedeutung, gab es in realiter dennoch eine gewisse Diskrepanz zwischen eingeforderten Normen und dem tatsächlichen Verhalten der Soldaten. Normverstöße waren dabei letztlich der militärischen Praxis geschuldet. Des Weiteren stellte GROSS in seiner Betrachtung der Schlacht als militärischem Ausnahmezustand übergeordnete Motivationsfaktoren zur Schlachtteilnahme, wie Glaube, Ehre, Treue und Patriotismus, in Relation zu Faktoren individueller Natur, wie Selbsterhaltungstrieb und Angst. Am Fallbeispiel des Schweizer Söldners Bräker zeigte der Referent dabei auf, dass die Schlacht als Schockerlebnis zum Ausbruch latenter Unzufriedenheit führen konnte, was in diesem Fall schließlich in der Desertion des Akteurs mündete. Letztlich, so das Fazit des grosschen Beitrags, muss der militärische Wertekanon als selbstgeneriertes, standesethisches und nicht als ein aufoktroiertes Wertesystem aufgefasst sowie die Schlachtteilnehmer sowohl als Träger als auch als Produzenten von Normen- und Wertesystemen verstanden werden. Trotz eines klar erkennbaren, übergeordneten Systems soldatischer Normen gilt es auch stets individuelle und standestypisch unterschiedliche Systeme zu berücksichtigen.

Die Verbindung der Elemente einer operationengeschichtlichen Schlachtenanalyse mit Aspekten mentalitätsgeschichtlicher Natur leistete JONATHAN ZIMMERLI anhand der von ihm erörterten Schlacht im Hürtgenwald (1944). ZIMMERLI schritt dabei von der diesbezüglich in der amerikanischen Militärgeschichtsschreibung dominierenden personenbezogenen Mikro- auf eine übergeordnete, strukturelle Probleme und Mentalitäten des US-Offizierskorps betrachtende Makroebene. Auf amerikanisches Archivmaterial gestützt erläuterte ZIMMERLI überzeugend, dass das Fortsetzen der Schlacht trotz exorbitant ansteigender Verlustzahlen und des bedenkenlosen Opfern amerikanischer Soldaten durch die Kommandierenden der 1. US-Armee dem von der Marktwirtschaft her bekannten „Fire and Hire“-Prinzip geschuldet war. Die Regel darstellende Einmischungen von oben, gekoppelt mit der ständigen Angst vor Entlassungen, erzeugten eine soziale Drucksituation inner-

halb der US-Armee. Dieser auf den Kommandierenden der Einheiten lastende soziale Druck hatte schließlich eine zu positive Darstellung der eigenen Leistungs- und Einsatzfähigkeit in den Tagesberichten der Divisionen und Regimenter zur Folge, sodass auf höchster Kommandoebene eine völlig verzerrte Wahrnehmung der tatsächlichen Kriegslage vorherrschte. Ihr war letztlich das sture Festhalten der Entscheidungsträger an einer amerikanischen Kriegsführung in strategisch gesehen zweitrangigem Gelände geschuldet. Gemäß ZIMMERLI bestimmte der Taylorismus die Mentalität der US-Armee im Zweiten Weltkrieg wesentlich, in welcher der einfache GI nichts weiter als ein bloßes und leicht austauschbares Rädchen der amerikanischen Militärmaschinerie darstellte.

SÖNKE NEITZEL (Mainz) wies in seinem Abschlusskommentar in dem von STEFAN KARNER geleiteten Kolloquiumsabschnitt „Militärische Fremdherrschaft“ darauf hin, dass es der historischen Forschungslandschaft noch immer sowohl an synchron als auch diachron vergleichenden Besatzungsstudien mangle und eine vergleichende Betrachtung von Phänomenen wie Besatzung noch zu wenig gewagt werde. Diesen Appell stützend, wurde in dieser Sektion einem österreichisch-ungarischen Beispiel aus dem späten 19./frühen 20. Jahrhundert eine deutsche Okkupationsstudie aus dem Zweiten Weltkrieg gegenübergestellt.

Zunächst stellte TAMARA SCHEER (Budapest) die Militärpräsenz der Donaumonarchie im Sandszak Novipazar/Plevlje vor, wobei sie zunächst den zu beachtenden Sonderstatus des Sandszaks ausdrücklich hervorhob: Aufgrund der aufrecht erhalten gebliebenen osmanischen Verwaltung ist im Fall Novipazar/Plevlje nämlich von einer Militärpräsenz, jedoch nicht von einer Besatzung im militärischen Sinn zu sprechen. Auf einen breiten Quellenfundus gestützt, der in bosnisch-herzegowinischen Archiven lagernde administrative Schriften lokaler Ebene, Memoiren und Reiseliteratur, die Fremdsichten auf den Sandszak ermöglichen, sowie Zeitungen, aus denen die zeitgenössische öffentliche Diskussion und Wahrnehmung herausgearbeitet werden soll, beinhaltet, zielt TAMARA SCHEER darauf, eine umfassende Sicht auf die österreichisch-ungarische Militärpräsenz zu offerieren. In

der noch in einem Anfangsstadium befindlichen Arbeit möchte die Historikerin unter anderem zivile und militärische Strukturen sowie politische Intentionen und Ziele der Entsendungsmacht unter Berücksichtigung entsprechender Verträge und Abkommen aufzeigen. Kooperationen und Dialoge, aber auch Konflikte sollen bei der Begutachtung des Sandszakalltags ebenso wie die Kontakte zwischen österreichisch-ungarischen und osmanischen Vertretern zur Sprache kommen. Neben der Betrachtung nachbarschaftlicher Einflüsse ist es SCHEER zudem wichtig, den Einfluss der k.u.k.-Monarchie als dualistischen Einfluss herauszustellen und damit den Fokus auch auf die oftmals vernachlässigte ungarische Sicht, d.h. auf ungarische Politiker als Policy Maker, zu richten. Wie anhand der Projektvorstellung deutlich wurde, wird auch hier einmal mehr die ein Charakteristikum der heterogen erscheinenden Donaumonarchie um 1900 darstellende Vielvölkerproblematik ein zentrales Thema der Studie werden.

Um hinter der Folie des Vernichtungskrieges die Heterogenität des deutschen Ostkrieges hervorzuheben, nahm JÜRGEN KILIAN (Passau) die Wahrnehmung deutscher Besatzer des russischen Nordwestens in den Kriegsjahren 1941-1944 unter die Lupe. Im Mittelpunkt seiner Analyse stand die Frage nach der propagandistischen Thematisierung und schließlich tatsächlichen Verbreitung des Bildes des „slawischen Untermenschen“ innerhalb der Wehrmachtstruppen. Diesbezüglich erläuterte KILIAN, dass sich für die Wehrmachtssoldaten trotz aller existierender, in einer Frühphase des Ostfeldzugs direkt und indirekt stark propagierter, negativer Stereotype kein einheitliches, sondern vielmehr ein vielseitiges und damit heterogen wahrgenommenes Slawenbild konstatieren lässt. Diverse, überwiegend auf das Kriegsgeschehen reagierende Versuche, das Slawenbild als auch das Verhalten der Besatzer zu normieren und die Besatzung damit effizienter und einheitlicher zu gestalten, scheiterten. Situative Elemente und eine gewisse Eigendynamik der Handlungsweisen deutscher Wehrmachtssoldaten gegenüber der Bevölkerung prägten die Zeit der eher kontrastreich als konform erscheinenden deutschen Besatzung des russischen Nordwestens. Die diversifizierten und vielschichtigen Wahrnehmungen

gen der Besetzten seitens der Besatzer zogen schließlich eine genauso facettenreiche, wenn auch in ihrer Gesamtheit nicht völkerrechtskonforme Okkupationszeit nach sich.

In jüngster Zeit beschäftigen sich zum Teil interdisziplinär ausgelegte Forschungsprojekte mit dem schier unerschöpflich erscheinenden Themenfeld der „Erfahrungen und Deutungen des Krieges“. Der historischen Forschungsaktualität geschuldet, bildeten daher militärische Wahrnehmungs-, Deutungs-, Denk- und Erfahrungsmuster den Rahmen der letzten drei Panels und damit ein Kernthema des Kolloquiums.

Zunächst stellte MARTIN SCHMITZ (Augsburg) sein noch in einer Frühphase befindliches Dissertationsprojekt vor, das die militärischen Erfahrungen von k.u.k.-Offizieren im Ersten Weltkrieg im Hinblick auf „Formen der Kriegführung“ zum Forschungsgegenstand hat. Auch gewisse Rahmenbedingungen, wie das Anforderungsprofil an die Offiziere, die Bedeutung linguistischer Beherrschung seitens der Offiziere für das Leistungsvermögen der ethnisch heterogenen k.u.k.-Truppen, oder auch mentalitäts- und kulturgeschichtliche Aspekte, wie die Wahrnehmung des soldatischen Selbst-, aber auch Feindbildes, die Deutung der Kriegsniederlage und die Sinnstiftung des Krieges, werden im Rahmen dieser Studie thematisiert. Auf methodische Vorarbeiten des Tübinger Sonderforschungsbereichs „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ gestützt, zielt SCHMITZ zudem darauf, auch Aussagen über die militärische Sozialisation der Offiziere zu treffen sowie Übereinstimmungen als auch Diskrepanzen von Erwartungen an den Krieg und Erfahrungen im Krieg herauszuarbeiten. Die Arbeit von MARTIN SCHMITZ fußt dabei auf einem zweigliedrigen Quellenkorpus: Zum einen auf zahlreichen Nachlässen, die Reflexions- und Korrespondenzschriften von Offizieren der österreichisch-ungarischen Armee beinhalten. Zum anderen auf im Wiener Kriegsarchiv lagernden, dienstlichen Überlieferungen, insbesondere Erfahrungsberichten von Einheiten und Offizieren. Die vorgestellte Arbeit lässt gerade dank des profunden Quellenfundus neue Erkenntnisse zum Erfahrungs- und Deutungshorizont der Offiziere und zum Innenleben der k.u.k.-Armee erwarten, wie CHRISTIAN HARTMANN

(München) in seinem abschließenden Kommentar zu der von BERNHARD KROENER (Potsdam) geleiteten Sektion hervorhob.

Wurden die Offiziere der Donaumonarchie in Form der von SCHMITZ ausgewerteten Erfahrungsevaluationsbögen dienstlich abgefragt, wurden deutsche Generäle während des Zweiten Weltkriegs in Gefangenschaft vom britischen Nachrichtendienst abgehört. Auf der aus der britischen Intelligenzearbeit hervorgegangenen, einzigartigen Quelle der Abhörprotokolle gründet die in den letzten Zügen befindliche Dissertation von TOBIAS SEIDL (Mainz), der sich mit den Wahrnehmungs- und Deutungsmustern deutscher Generäle beschäftigt. SEIDL zeigte in seinem Vortrag anhand der Aussagen einer untersuchten Gruppe 17 gefangener Generäle des Afrikakorps für den Zeitraum Mai 1943 bis Mai 1944 auf, dass sich die Auffassungen und Einstellungen dieses Teils der Wehrmachtsgeneräle nicht ohne Weiteres generalisieren lassen. Stattdessen sind die Vorstellungen und Deutungen der Generalität vielschichtiger Natur. Sie besitzen sowohl homogene als auch heterogene Züge. Teilweise sind sogar Unterschiede in zentraler und in den Personenkreisen um die Generäle Crüwell und von Thoma polarisierter Weise zu erkennen, beispielsweise in der Wahrnehmung und Deutung des politischen Geschehens oder der Einschätzung des weiteren Kriegsgeschehens. Entgegen bisher geltender Annahmen müssen das soldatische Selbstverständnis und Handeln von der politischen Einstellung getrennt betrachtet werden, so ein Plädoyer SEIDLs. Traditionelle Erklärungsansätze greifen hier zu kurz und auch Betrachtungen des militärischen Werdegangs und der Auszeichnungen Einzelner können nur unter Vorbehalt als Indikatoren zur Deutung des soldatischen Ethos Wehrmachtangehöriger herangezogen werden. Die Abhörprotokolle legen somit eine zumindest teilweise Neubewertung der Institution Wehrmacht und ihrer Akteure nahe. Folglich scheinen im Angesicht dieser und weiterer Studien des Forschungsprojektes „Referenzrahmen des Krieges“ das bislang vorherrschende Bild der Homogenität der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der Wehrmachtsgeneralität kritisch hinterfragt werden zu müssen.

Den Chair des sich mit je einem Beitrag der Antike und der sich mit der Scharnier-

zeit zwischen Spätantike und Frühem Mittelalter beschäftigenden Sektion hatte SVEN GÜNTHER (Mainz) inne. ANDREA SCHÜTZE (München) stellte hier einen Teilaspekt ihres Projektes „Domitian – Krieg und mediale Krieger in den Medien der römischen Kaiserzeit“ vor, in dem sie sich mit dem medialen Transfer von Krieg in eine zivile Gesellschaft und deren kriegsmediale Einbindung befasst. Im Zuge der grundlegenden Frage nach dem medialen Kriegserfolg Domitians untersuchte die Althistorikerin in ihrem Vortrag „69 – ein Kriegstrauma mit Folgen?“ die mediale Qualität der realhistorischen Ereignisse zwischen dem 18. und 20. Dezember 69 n. Chr. Sie vertrat dabei die These, dieses Ereignis habe – bislang zu wenig beachtet – für das mediale Verständnis Domitians grundlegende Bedeutung, da nach einer Analyse gemäß DSM-IV sowohl bei Domitian, als auch den Flavianern sowie weiten Teilen der römischen Bevölkerung eine schwere Kriegstraumatisierung stattgefunden haben müsse. Damit sei für eine ganze Generation eine nicht zu unterschätzende kommunikative Konsensgrundlage zwischen Kaiser und Volk geschaffen worden. Das „Ereignis 69“ sei nicht nur durch ständige Reinszenierung verarbeitet und memoriert worden, sondern spiegele sich gerade in den vom Kaiser selbst geführten Kriegen wider.

LAURY SARTI (Hamburg) erklärte in ihrem Vortrag zur Entstehung des merowingischen Militärwesens, dass das spätrömische Militärwesen keinen Bruch zur Zeit der fränkischen Machtübernahme kannte. Vielmehr hatten sich viele Elemente, die für das merowingische Heerwesen von Bedeutung sein sollten, bereits im Laufe des 5. Jahrhunderts entwickelt. Im Zuge dieser Veränderungen wurde der Kriegsführende wieder Teil der zeitgenössischen Gesellschaft und deren Erlebniswelt, was mit einem Identitätswandel des als „miles“ bezeichneten Soldaten verbunden war. Inwiefern sich dieser bis in die zeitgenössische Begrifflichkeit zur Bezeichnung des kriegsführenden Waffenträgers niederschlug, erörterte SARTI anhand von Beispielen: So zeigte sie, dass der den Soldaten definierende Begriff des „miles“ nach und nach verschwand und die für die Soldaten verwendete Bezeichnung „*homines christi*“ neu auftauchte. Die Indizien weisen darauf hin, dass dabei die letzten

Soldaten des römischen Imperiums mehr mit den merowingischen Kriegern als den Soldaten der römischen Kaiserzeit gemeinsam hatten. Daneben wurde anhand des Vortrags offensichtlich, dass die Beschäftigung mit aufgrund der Quellenlage verhältnismäßig gut fassbaren Gesellschaftsstrukturen, wie dem sich so grundlegend verändernden, spätrömischen Militärwesen nicht zu unterschätzende Möglichkeiten eröffnet, neue Zugänge zu vergleichbaren Wandlungsprozessen zu erhalten. Dadurch scheinen jene Vorgänge, die zum Ende der Antike und schließlich zu der Zeit, die heute als „Mittelalter“ bezeichnet wird, führten, besser verständlich zu werden, so SARTI.

OLIVER STOLL schloss die Sektion mit seinem Kommentar, in dem er den zur Diskussion gestellten, Kriegserfahrungen und -traumata fokussierenden Beitrag SCHÜTZES in den Rahmen des Gesamtkonzepts medialer und kommunikativer Verarbeitung Domitians stellte. Unter dem Hinweis, den Wandel der Spätantike als sehr komplexen Prozess zu verstehen, der sich nicht ohne Weiteres mit der Barbarisierung der Römer und einer gleichzeitigen Romanisierung der Germanen erklären ließe, reichte er den Beitrag SARTIS mit Bemerkungen zum System Militär als integratives Element an.

Das letzte Kolloquiumspanel wurde schließlich von HORST CARL (Gießen) geleitet, dem FELIX RÖMER (Mainz) als Kommentator der vorgetragenen Referate zur Seite stand.

Einen regionalgeschichtlichen Beitrag aus dem Themenfeld der Gewaltkultur lieferte STEFANIE FABIAN (Magdeburg), die in ihrer Dissertation Wahrnehmungen und Erfahrungen von Gewalt im Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg im Gebiet des heutigen Sachsen-Anhalt analysiert und zueinander in Relation setzt. In beiden Kriegen kam es dabei zu verschiedensten Formen militärischer Übergriffe auf die Bevölkerung, die oftmals existenzbedrohende Folgerscheinungen wie Hunger oder Seuchen nach sich zogen, wie beispielsweise Plünderungen, Truppeneinquartierungen und -durchzüge oder der Raub von Vieh und Getreide. Für den Siebenjährigen Krieg lassen sich dabei weitestgehend Formen materieller Gewalt, die Heranziehung von Zivilisten zu Schanz- und Holzarbeiten oder Vorspann-

diensten sowie Geiselnahmen von Amtspersonen zur Lösegelderpressung nachweisen. In beiden untersuchten Kriegen hing die soldatische Gewaltausübung gegenüber Zivilisten dabei wesentlich von der persönlichen Haltung, der Autorität und der Interpretation vorgegebener Ordnungen und Normen seitens der kommandierenden Offiziere ab. FABIAN wies jedoch ausdrücklich darauf hin, dass der Dreißigjährige Krieg eine von Furcht und Willkür empfinden durchdrungene Atmosphäre aufwies, während übergeordnete Instanzen im Zeitalter der Kabinettskriege nach und nach mehr Wert auf die Einhaltung von Disziplin und Ordnung legten und ein stärkeres Bewusstsein für im Kriegsgeschehen erlaubte und unerlaubte Handlungen entwickelten. Im Siebenjährigen Krieg verstand es die militärische Führung schließlich diese besser in die Praxis umzusetzen: Soldatische Normverstöße gegenüber Zivilisten wurden seitens der Obrigkeit nun stärker geahndet, sodass es zu einem geordneteren Miteinander von Bevölkerung und Militär im Kontext des Krieges kam.

KERSTIN BISCHL (Berlin) stellte im Schlussvortrag des Kolloquiums einen Teilabschnitt ihrer im foucaultschen Sinne kulturgeschichtlich angelegten Dissertation vor, in der sie den Kriegsalltag der Roten Armee und damit Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, Gewalterfahrungen, soziale Dynamiken und Geschlechterdiskurse analysiert. Die im Fokus stehenden Vergewaltigungen deutscher und osteuropäischer Frauen durch Rotarmisten sowie deren sexuelle Übergriffe auf Kameradinnen lassen sich laut BISCHL mit Blick auf Sinnstiftungsprozesse, Selbstwahrnehmung und vor allem -darstellung der Sowjetsoldaten erklären. Die Soldaten übernahmen die innerhalb der Roten Armee existierende, stark propagandistisch indoktrinierte Polarisierung zwischen Heldentum auf der einen sowie Feigheit und Verrat auf der anderen Seite gezwungenermaßen als sinnstiftendes Deutungsraaster des eigenen Seins und Handelns. Die Ausübung von Gewalt spielte dabei eine wichtige Rolle für den Vergemeinschaftungsprozess, vor allem aber die Fremd- und Selbstwahrnehmung der Rotarmisten als „Helden“. Die geschlechtsspezifischen Rollen, mit dem wehrhaften, die Heimat verteidigenden Mann als Soldaten auf der einen

und der Frau als Symbol des zu schützenden Vaterlandes auf der anderen Seite, waren klar verteilt. Wie BISCHL anhand von Plakaten in Wort und Bild illustrierte, waren im Deutungshorizont der Rotarmisten Alkoholkonsum, Gewaltbereitschaft und heterosexuelle Aktivität als Attribute der Männlichkeit an das entsprechende Rollenmodell gekoppelt, was schließlich sexuelle Übergriffe auf Frauen zur Folge hatte. Dank der Einsichtnahme von Egodokumenten gewährt die Studie BISCHLS besondere Einblicke in das Innenleben der Roten Armee, sodass man auf zahlreiche neue, die Studie Catherine Merridales genderspezifisch ergänzende Erkenntnisse gespannt sein darf. [2]

Das Kolloquium bildete schließlich auch einen angemessenen Rahmen für die 10. Verleihung des Werner-Hahlweg-Preises für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften. Für ihre Studien wurden TANJA BÜHRER (Bern), RÜDIGER BERGIEN (Potsdam), CHRISTIAN KEHRT (Darmstadt), MARTIN CLAUSS (Regensburg) und WENCKE METELING (MARBURG) ausgezeichnet.

Als Fazit bleibt zu konstatieren, dass eine Wiederholung eines solchen Kolloquiums, verstanden als Plattform des wissenschaftlichen Austausches zwischen militärgeschichtlichen Experten und jungen MilitärhistorikerInnen, äußerst zu begrüßen ist, wie anhand der anregenden und teils kontrovers geführten Diskussionen zwischen Referierenden und Auditorium deutlich wurde. Vorgestellte Arbeiten der NachwuchswissenschaftlerInnen lassen für die Zukunft nicht nur fachlich spezifische Erkenntnisgewinne, sondern auch erhebliche Impulse in Form neuer Ansätze, Blickwinkel und Methoden an die deutsche Militärgeschichte und andere geschichtswissenschaftliche Disziplinen erwarten.

Takuma Melber

¹ Arendt, Hannah, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft: Antisemitismus, Imperialismus, Totalitarismus*, München u.a.: Piper 2008.

² Merridale, Catherine, *Iwans Krieg: die Rote Armee 1939 bis 1945*, Frankfurt am Main: S. Fischer 2006.

KOLLOQUIUMSÜBERSICHT

I Biographische Perspektiven

- Carmen Winkel (Potsdam), Netzwerke im preußischen Offizierskorps (1713-1786)
- Christian Senne (Hamburg), General Curt Ernst von Morgen. Die imperiale Biographie eines preußisch-deutschen Offiziers (1858-1928)
- Niels Weise (Würzburg), „Ich müsste verrückt werden...“ Überlegungen zur Karriere des Inspektors der Konzentrationslager und SS-Obergruppenführers und Generals der Waffen-SS Theodor Eicke

II Die Schlacht als Analyseinstrument

- Frederic Groß (Tübingen), Die Schlacht als Erfahrungs- und Produktionsraum von militärischen Tugenden und Normen am Beispiel der Schlacht bei Lobocitz (1756)
- Jonathan Zimmerli (Bern), Die Schlacht im Hürtgenwald (1944)

III Militärische Fremdherrschaft

- Tamara Scheer (Budapest), Mitteleuropa im „europäischen Orient“. Die österreichisch-ungarische Militärpräsenz im Sanszak Novipazar/Plevlje (1879-1908)
- Jürgen Kilian (Passau), Die Perzeption der einheimischen Zivilbevölkerung seitens der

deutschen Besatzer am Beispiel des russischen Nordwestens (1941-1945)

IV Erfahrungen und Deutungen des Krieges (I)

- Martin Schmitz (Augsburg), „Als ob die Welt aus den Fugen ginge“. Kriegserfahrungen von kuk Offizieren (1914-1918)
- Tobias Seidl (Mainz), „Picking a general's mind“. Studien zum Deutungshorizont deutscher Generäle im Zweiten Weltkrieg

V Erfahrungen und Deutungen des Krieges (II)

- Andrea Schütze (München), Domitian – Krieg und mediale Krieger in den Medien der Römischen Kaiserzeit
- Laury Sarti (Hamburg), Die letzten römischen Soldaten. Zur Entstehung des merowingischen Militärwesens

VI Erfahrungen und Deutungen des Krieges (III)

- Stefanie Fabian (Magdeburg), Entfesselte Bellona? Gezähmte Bellona? Eine vergleichende Perspektive auf Lebenswelten, Gewalterfahrungen und Gewaltwahrnehmungen im Kriegsalltag des Dreißigjährigen Krieges und des Siebenjährigen Krieges
- Kerstin Bischl (Berlin), Alltag und Gewalt, soziale Dynamiken und Geschlechterdiskurse: Die Rote Armee 1939-1945

UNENDLICHE WELTEN

Abschiedsexkursion zu Ehren Gerd Krumeichs, 20. bis 25. März 2010

Von Ingo Eiberg

„Das haben sie noch mit keinem Prof gemacht“, grinst Gerd Krumeich auf der Rückfahrt der sechstägigen Exkursion zufrieden in die Runde. Anlässlich der Pensionierung des ehemaligen Lehrstuhlinhabers des Historischen Seminars II der Heinrich Heine Universität haben seine Mitarbeiter und Studierende eine abwechslungsreiche Tour durch Frankreich und Süddeutschland organisiert. Begleitet wurde der Ehrenvorsitzende des Arbeitskreises, der absichtlich nicht über die Ziele der Reise informiert wurde, von aktiven und ehemaligen Mitarbeitern, Weggefährten, Doktoranden und Studenten der Uni Düsseldorf. Eine Exkursion schien allen Mitarbeitern – denen bekannt war, dass ihr Chef, der genau ein Jahr

zuvor selbst eine Tagung zum Thema NS und Erster Weltkrieg organisiert hatte und Festschriften zutiefst verabscheut – die beste Form, um seine wissenschaftliche Arbeit der letzten Jahrzehnte zu würdigen und zugleich einen Blick in die Zukunft zu öffnen.

Sie sollte die Reisenden nicht nur zu wichtigen Stationen des forschenden und lehrenden Weges von Gerd Krumeich führen (so wurden selbstverständlich Orte des Ersten Weltkrieges, solche, welche die deutsch-französische Geschichte sowie Jeanne d'Arc repräsentieren, aber auch Orte, die eng mit dem Wirken Gerd Krumeichs verbunden sind – wie Freiburg oder Stuttgart – besucht), sondern das interessierte,

aufmerksame, die eigenen Perspektiven hinterfragende Unterwegssein an sich sollte umgesetzt werden.

Die erste Station führte die 50-köpfige Gruppe am 20. März zur Gedenkstätte Thiepval an der Somme. Zu diesem eindrucksvollen, 1932 eingeweihten Denkmal für die britischen und Commonwealth-Soldaten, die kein bekanntes Grab haben, gehört seit 2004 auch ein Besucherzentrum. Es ist eine Art Außenstelle des renommierten Weltkriegsmuseums in Péronne, zu dessen Gründungsmitgliedern Gerd Krumeich gehört. Seit Jahren ist den Museumsmitarbeitern bekannt, dass die Zahl der britischen (und erst recht der deutschen) Besucher weit hinter der der französischen zurückbleibt. Für Reisende aus England ist das imposante Denkmal Thiepval ein wichtiges Ziel, und so lag es nahe, ein kleines Museum in der Nähe des Monuments zu erbauen, das sich zum einen der Somme-Schlacht widmet und zum anderen auch den Architekten Sir Edwin Lutyens und seine Denkmalskonzeption den Besuchern näherbringt. Im Mittelpunkt des kleinen aber feinen Museums, das gänzlich ohne Exponate im klassischen Sinn auskommt (außer einem Modell des Monuments) steht der Versuch, einen Teil der Identität der namenlosen Gefallenen zurückzubringen bzw. wiederherzustellen. Zu jedem Namen soll ein Foto gefunden werden und für einige der Toten gibt es einen beeindruckenden Stammbaum der Nachkommen – in vielen Fällen Kinder und Enkel der überlebenden Familienangehörigen. Diese Form des Gedenkens führt dem Besucher eindrucksvoll vor Augen, wie viel Leben durch den Krieg ausgelöscht wurde.

Der anschließende Besuch des *Historial de la Grande Guerre* in Péronne hielt für den Vizepräsidenten des Museums eine erste Überraschung bereit. Mit einem Empfang durch das gesamte *comité directeur* hatte der 65-jährige nicht gerechnet, da er sich bereits wenige Tage zuvor mit der Museumsleitung getroffen hatte. Die Historiker aus Frankreich, Belgien, England, den USA und Israel unterstrichen in kurzen Vorträgen, in welchem Maß die über nationale Grenzen hinausgehende wissenschaftliche und museale Zusammenarbeit die eigene Forschung, aber auch die Ausstellungsarbeit befruchtet hat.

Der Direktor des *Historial*, Guillaume de Fontclare, nannte Krumeich respektvoll und

zugleich mit einer Spur Selbstironie unseren „boches de service“ und unterstrich damit, in welchem Maße die internationale, aber nationale Perspektiven nicht auflösende Arbeit des Museums lieb gewonnene Fremdbilder oder verwurzelte Interpretationen hinterfragt und aufgebrochen hat.

Im Anschluss führte der sichtlich bewegte Gerd Krumeich die Exkursionsteilnehmer durch die Ausstellung. Er und seine wissenschaftlichen Kollegen präsentierten den Besuchern das jeweilige Lieblingsobjekt. Für die Zuhörer wurde besonders anschaulich, dass auch das Erzählen im Museum zu einem nicht unerheblichen Teil sehr persönlich ist und von individuellen Vorlieben bestimmt wird. Wie die meisten Besucher, so haben auch die Geisteswissenschaftler Objekte, welche sie besonders berühren und intellektuell anregen. Die Führung ging aber über die Geschichte des 1. Weltkrieges weit hinaus, denn sie beleuchtete zugleich die Entstehungsgeschichte des 1992 eröffneten Museums. (<http://www.historial.org/>)

Am zweiten Tag der Exkursion ging es nach Compiègne, wo der *Wagon de l'armistice* (allerdings eine Replik des im 2. Weltkrieg zerstörten Eisenbahnwagens) und das Denkmal auf der Lichtung der Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages besucht wurden. Das kleine, um den Waggon herum angelegte Museum bietet zwar zahlreiche interessante Objekte – so zum Beispiel die Stereoskope, die dem Besucher mit dreidimensionalen Bildern aus der Zeit des Ersten Weltkrieges Einblicke in viele Themenkomplexe bieten.¹ Zugleich wird aber auch deutlich, dass es in diesem kleinen Museum um eine ganz andere Form der musealen Präsentation geht als in Péronne: während dort mit wenigen und ausgewählten Exponaten (obwohl das *Historial* weltweit über die größte Sammlung von Objekten zum 1. Weltkrieg besitzt) Impulse für eine intensive Auseinandersetzung mit dem komplexen Ereignis angeboten werden, ist die Ausstellung um den *Wagon de l'armistice* gekennzeichnet durch eine Fülle von Fotos, Schriftstücken und kleineren Objekten, die den Besucher jedoch mit einer Menge von zum Teil nur mangelhaft strukturierten und interpretierenden Informationen versorgen. Denkmal und Museum in Compiègne führen dem Besucher vor Augen, dass hier eine kritische Reflexion mit diesem Erinnerungsort noch

nicht klar in die museale Präsentation einbezogen worden ist.

Von dem Ort der Unterzeichnung des Waffenstillstandes im November 1918 ging es nach Reims, dort stand u.a. eine Führung durch die Stadt sowie die Kathedrale auf dem Programm. Vor der gotischen Kirche, am *Place du Parvis* befindet sich ein Reiterstandbild von „seiner Jeanne“, wie der Ehrenvorsitzende des Arbeitskreises sie nennt. Natürlich ließ es sich der Experte nicht nehmen, den Exkursionsteilnehmern in kurzen Zügen die wichtigsten Merkmale des Reiterstandbildes zu erläutern. Diese unkomplizierte und souveräne Art der Wissensvermittlung haben die Düsseldorfer Studenten, die seit 1997 von ihm gelernt haben, immer am meisten geschätzt. Kontroverser wurde die Führung, als Gerd Krumeich es sich nicht nehmen ließ, die Stadtführerin während ihres Vortrages über den Beschuss der Kathedrale durch die Deutschen während des 1. Weltkrieges zu verbessern. Wer hat die Verantwortung für den Beschuss der Kathedrale zu tragen, Deutsche oder Franzosen, über diese Frage wurde erhitzt debattiert, und auch die neu hinzugekommenen Überraschungsgäste Dieter Langewiesche, Gerhard Hirschfeld und Irina Renz wurden in diese Kontroverse einbezogen.

Am 22. März wurde die Reise von Reims weiter nach Osten in Richtung Metz fortgesetzt. Auf dem Weg dorthin informierte Daniel Mollenhauer (München) die Teilnehmer über die Schlachtfelder des Deutsch-Französischen Krieges, die anschließend in Mars-la-Tour und Gravelotte besichtigt wurden. Gerd Krumeich zeigte sich ebenso wie die mitgereisten Studenten tief beeindruckt von den Zeugnissen der „Generalprobe des 1. Weltkrieges“. Aufgrund der gesammelten Eindrücke in der Gedächtniskirche von Mars-la-Tour und des Friedhofes für die Gefallenen forderte der 65-jährige, dass man sich nicht nur mit der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und der Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten befassen müsse, sondern auch den Krieg 1870/71 stärker in die Vorgeschichte des Weltkrieges einbeziehen müsse. Gegen Nachmittag erreichte die Gruppe das große Tagesziel, die Hauptstadt des Départements Moselle und der Region Lothringen, Metz. Zur Verdeutlichung der historischen Bedeutung der Stadt

an der Mosel wurde der wilhelminische Bahnhof im „Deutschen Viertel“ mit seinen zahlreichen neo-romanischen Details besichtigt.

Die vierte Etappe führte die Gruppe zurück nach Deutschland. Auf dem Weg nach Freiburg, wo Krumeich von 1990 bis 1997 Professor für Geschichte des Romanischen Westeuropas an der Albert-Ludwigs-Universität gewesen ist, ließ es sich der Ehrengast nicht nehmen, seinen „Studis“ etwas über Ereignisse an den jeweils passierten Ortschaften zu erzählen. Die „Kanonade von Valmy“ 1792 und die „Zabern-Affäre“ von 1913 sind nur einige der zu nennenden „Highlights“. In Freiburg informierte Heinrich Schwendemann die Exkursionsteilnehmer am 23. März über die Zeit des Nationalsozialismus, die Bombenschäden und die post-NS Architektur, welche sich heute im Stadtbild erkennen lässt. Der Freiburger Historiker vertrat die These, dass aufgrund der massiven Zerstörung im 2. Weltkrieg nach 1945 die Pläne zum Neuaufbau der Stadt realisiert wurden, die schon in der NS-Zeit erträumt worden waren. Und er desillusionierte viele der Mitreisenden, die die mittelalterlich-frühneuzeitlich anmutende Architektur für „echt“ hielten. Nur wenige Gebäude, so Schwendemann, seien der völligen Kriegszerstörung entronnen, wie zum Beispiel das Freiburger Münster. Auch wenn Schwendemann, aufgrund seiner kritischen Haltung, nach eigener Aussage wohl nie Ehrenbürger der Stadt werden dürfte, so waren doch die Teilnehmer voll auf seiner Seite. Im Laufe seiner exzellenten Führung rund um die Universität wurde deutlich, weswegen der Ehrenvorsitzende des Arbeitskreises der Stadt an der Dreisam so verbunden ist. In Freiburg, so Krumeich, sei er erst aufgrund der im Kollegiengebäude I angebrachten Ehrentafel der Universität („Im Kriege von 1914-1918 kämpften und starben für die Rettung des Reichs [...] in den Kolonien und auf dem Weltmeere von den Lehrenden Beamten und Studenten der Albrecht-Ludwigs-Universität“) darauf gekommen, sich näher mit der Einkreisungsangst im deutschen Kaiserreich zu befassen. Bei einem gemeinsamen Abendessen in Freiburg konnten alle Teilnehmer die Erlebnisse und Eindrücke in geselliger Atmosphäre austauschen.

Die fünfte und letzte Exkursionsetappe brachte die Teilnehmer in die Bibliothek für

Zeitgeschichte in der Landeshauptstadt Baden-Württembergs. Nach einem Empfang durch den Leiter und Direktor der BfZ Gerhard Hirschfeld und Irina Renz war das „infernale Trio“ der Enzyklopädie Erster Weltkrieg komplett. Für die Teilnehmer bot sich zudem die Möglichkeit, sich über die umfangreichen und vielfältigen Bestände der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart zu informieren.² Gegen 18.00 Uhr versammelten sich die Besucher der Exkursion und geladene Gäste in der Württembergischen Landesbibliothek, um der Podiumsdiskussion „Wozu eine Kulturgeschichte des Ersten Weltkrieges“ beizuwohnen. Es diskutierten Reinhard Jöhler (Tübingen), Alan Kramer (Dublin), Sonja Levsen (Freiburg), Markus Pöhlmann (Potsdam) und Gerd Krumeich. Die Diskussion begann ungewöhnlich, weil Gerhard Kirschfeld seine Diskutanten zunächst um ein persönliches Statement zur Bedeutung der Kulturgeschichte gebeten hatte. So begann die Debatte mit einem persönlichen und an der konkreten Forschung orientierten Statement. Im Zuge der Diskussion verdeutlichte Krumeich die Bedeutung dieses Forschungsfeldes, merkte jedoch kritisch an, dass sich der Weltkrieg mehr und mehr historisiert und sich somit aus der Betrachtung als zeitgeschichtliches Ereignis herauslöse. Schlussendlich herrschte Konsens im Plenum, dass das Feld der Kulturge-

schichte nur durch interdisziplinäre Bearbeitung weitergebracht werden könne. Im Anschluss konnten sich die Düsseldorfer Studenten mit Fragen an die „Profis“ einbringen und ihren Standpunkt zum Thema vertreten, wodurch schließlich drei Historiker-Generationen in engem Austausch standen. Auf der Rückfahrt am nächsten Tag zeigte sich Gerd Krumeich schließlich mehr als zufrieden mit dem Exkursionsprogramm und der regen Teilnahme. Auch in seiner Abschiedsvorlesung, die der ehemalige Lehrstuhlinhaber für Neuere Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität am 27. April 2010 zum Thema „Vom historischen Erzählen“ hielt, ging er auf die vielen unvergesslichen Momente während der sechstägigen Überraschungstour ein.

Ingo Eiberg

Ingo.Eiberg@uni-duesseldorf.de

Eindrucksvolle Bilder der fünf Exkursionsetappen hat Jan Niko Kirschbaum zusammengestellt: <http://picasaweb.google.com/Denkmal.Wuppertal>

¹ [www.mairie-](http://www.mairie-compiegne.fr/decouvrir/clairierearmistice.asp)

[compiegne.fr/decouvrir/clairierearmistice.asp](http://www.mairie-compiegne.fr/decouvrir/clairierearmistice.asp)

² www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/bibliothek-fuer-zeitgeschichte

ANKÜNDIGUNGEN, CALL FOR PAPERS

Auf dem Weg zur Wiedervereinigung: Die beiden deutschen Staaten in ihren Bündnissen 1970-1990.

51. Internationale Tagung für Militärgeschichte (ITMG) des Militärgeschichtlichen Forschungsamts (MGFA) vom 22. bis 24. September 2010 im Kongresshotel „Am Templiner See“ in Potsdam

Anlässlich des 20. Jahrestages der deutschen Wiedervereinigung am 3. Oktober 2010 widmet sich die Konferenz der Frage, welche Rolle Veränderungen der Sicherheits- und Militärpolitik für die Ereignisse von 1989 und 1990 gespielt haben. In bewusster Abkehr von den konfrontativen und damit im nuklearen Zeitalter immanent gefährlichen Handlungsmustern der frühen Kalten-Kriegs-Ära brachte die Entspannungsperiode eine neue, auf antagonistische Kooperation und Transformation ausgelegte

Dynamik in die Ost-West-Beziehungen. Vor dem Hintergrund der aktuellen transatlantischen Debatte über die langfristigen Ursachen von 1989 will die Konferenz diesen Entwicklungen unter sicherheits- und deutschlandpolitischen Fragestellungen nachspüren.

Höhepunkte der Konferenz sind am Abend des 22. September ein Festvortrag von Prof. Dr. Horst Teltschik („Die Wiedervereinigung Deutschlands – 20 Jahre danach: Welche haben wir genutzt, welche ha-

ben wir versäumt?“) und eine Podiumsdiskussion zum Thema „Die deutsche Frage als historischer Faktor auf dem Weg zur Wende 1989/90“, die am Nachmittag des 24. September stattfindet. Diese Runde mit prominenten Vertretern aus Politik und Militär soll die Tagungsergebnisse aus der Perspektive damaliger Verantwortlicher kommentieren und im Dialog mit dem Publikum sowohl die Ursachen und Bedingungen für das Ende des Kalten Krieges bewerten als auch die Bedeutung für die heutige und zukünftige Sicherheitspolitik erörtern.

Das Militärgeschichtliche Forschungsamt veranstaltet die Tagung keineswegs als allgemeine „Jubiläumsveranstaltung“, sondern als wissenschaftlichen Beitrag von Rang zu politisch-strategischen Entwicklungen heute. Die Historiografie, auch die Militärgeschichte, muss sich, nicht zuletzt auch vor allem infolge der Ereignisse seit der Wende, zunehmend trans- und internationalen Fragestellungen zuwenden. Dies soll und muss in der Diskussion verschiedenster methodischer Ansätze geschehen.

In die aktuellen Fachdebatten eingebettet und diese erweiternd, will sich die 51. ITMG auf die Suche nach langfristigen Ursachen für die letztlich friedliche ‚Auflösung‘ des politisch-militärischen Antagonismus geben. Ein wesentlicher Schwerpunkt wird dabei die Beleuchtung der Rolle der beiden deutschen Staaten auf dem Wege zur globalen Wende und der Einfluss der internationalen Sicherheits- und Militärpolitik auf die beiden deutschen Staaten sein.

Es ist durchaus kein Zufall, dass direkt im Anschluss an die 51. ITMG des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes der 48. Deutsche Historikertag in Berlin zum Thema „Über Grenzen“ stattfindet (<http://www.historikertag.de/Berlin2010/index.php>). Interessierte Besucher haben so die Gelegenheit, transnationale Themen und Forschungsfelder in einem Schwerpunktpaket kennenzulernen und zu vertiefen.

Das Militärgeschichtliche Forschungsamt lädt alle an diesen zeitgeschichtlichen Fragen Interessierte ein, an der Tagung teilzunehmen.

Anmeldeinformationen finden sich unter:
<http://www.mgfa.de/html/aktuelles/51.itmg?teaser=1>

PROGRAMM

Mittwoch, 22. September 2010

13:00	Begrüßung durch den Amtschef des MGFA
13:30-14:00	Einführung durch die Veranstalter
14:00-14:50	Einführungsvortrag: Deutsche Frage und Kalter Krieg 1945-1969 (G. Niedhart, Mannheim)
<i>Sektion I:</i>	<i>Der Weg in die Ost- und Entspannungspolitik ab 1970</i>
15:20-15:40	Östliche Strategien (C. Bekes, Ungarn)
15:40-16:00	Westliche Strategien (S. Kieninger, Mannheim)
16:00-16:20	Pause
16:20-16:40	KSZE-Prozess und Ost-West Dynamik (O. Bange)
16:40-17:00	Kommentar (W. Heinemann)
19:30/20:00	Vortrag Prof. Dr. h.c. Horst Teltchik: Die Wiedervereinigung Deutschlands – 20 Jahre danach: Welche Chancen haben wir genutzt, welche versäumt?

Donnerstag, 23. September 2010

<i>Sektion II:</i>	<i>Krisen und ihre Folgen 1970 - 1990</i>
09:00-9:10	Einführung (B. Köster, Sektionsleiter)
09:10-09:30	Polen (W. Jarzabek, Polen)
09:30-09:50	Able Archer (Mark Kramer, USA)
09:50-10:20	Pause
10:20-10:40	Internationale Rüstungskontrollverhandlungen und die Wiedervereinigung Deutschlands (P. Harahan, USA)
10:40-11:00	Kommentar (W. Loth, Essen)
11:00-11:45	Diskussion
11:45-13:00	Mittagspause
<i>Sektion III:</i>	<i>Die Bündnisse und ihre deutschen Mitglieder</i>
13:00-13:10	Einführung (H. Bröckermann, Sektionsleiter)
13:10-13:30	NATO und Bundesrepublik (T. Geiger, Berlin)
13:30-13:50	Warschauer Pakt und DDR (J. Baev, Ungarn)
13:50-14:10	Pause

14:10-14:30	Ost-West-Dynamik: Beispiel NATO Doppelbeschluss (H. Möllers)	10:40-11:00	(B. Lemke) Kommentar (J. Hoffenaar, Niederlande)
14:30-14:50	Kommentar (D. Krüger)	11:00-11:45	Diskussion
14:50-15:30	Diskussion	11:45-13:00	Mittagspause
15:30-15:50	Pause		
<i>Sektion IV: Die Interdependenz von innerer und äußerer Sicherheit</i>		<i>Sektion VI: Bundesrepublik und DDR in globaler Perspektive</i>	
15:50-16:00	Einführung (Marie-Pierre Rey, Frankreich)	13:00-13:10	Einführung (B. Lemke, Sektionsleiter)
16:00-16:20	West-Ost-Ideentransfer (V. Berghahn, USA)	13:10-13:30	Bw-NATO in der Welt (R. Deckert, Berlin)
16:20-16:40	Protestbewegungen in Ost und West (H. Nehring, GB)	13:30-13:50	„Antiimperialistische Solidarität“? Militärhilfen der DDR für die Dritte Welt (K. Storkmann)
16:40-17:00	Dissidenten und Sicherheitsvorstellungen (S. Savranskaya, USA/Rußland)	13:50-14:10	Pause
17:00-17:15	Kommentar (O. Tuma, Tschechien)	14:10-14:30	Die Politik der DDR und der Bundesrepublik in Westafrika und Namibia (Jason Verber, USA)
17:15-18:00	Diskussion	14:30-14:45	Kommentar (O.A. Westad, GB)
Freitag, 24. September 2010		14:45-15:30	Diskussion
<i>Sektion V: Operative Planungen: Zum Verhältnis von Strategie und wechselseitiger Perzeption</i>		15:30-15:45	Pause
09:00-09:10	Einführung (H.-H. Mack, Sektionsleiter)	<i>Abschlussdiskussion:</i> Die deutsche Frage als historischer Faktor auf dem Weg zur Wende 1989/90	
09:10-09:30	NVA-Operationsplanung für Norddeutschland 1982-1985 (S. Lautsch, Köln)	15:45-15:50	Einführung (M. Epkenhans)
09:30-09:50	Die Operationsplanungen der NATO zur Verteidigung der Norddeutschen Tiefebene in den 1980er Jahren (H. Hammerich)	15:50-16:30	Key Notes der vier Panelteilnehmer: Minister a.D. Th. Hoffmann; General a.D. K. Naumann; Prof. Dr. G.-H. Soutou (Frankreich); PStS Christoph Bergner (angefragt); Ministerpräsident a.D. Lothar de Maizière (angefragt)
09:50-10:20	Pause	Fragen/Antworten und allgemeine Diskussion	
10:20-10:40	Abschreckung oder Provokation? Die Allied Mobile Force und ihre Einsatzübungen (1960-1989)	17:30	Verabschiedung